This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495640 4

NF 6
Claudius

ASMUS omnia sua SECUM portans,

oder

Sämmtliche Werke

des

Wandsbecker Bothen,

Vierter Theil.

Wandsbeck,

beym Verfasser.

1774.

NEW YORK

Subscriptions-Anzeige.

Da das Publikum so gut gewesen ist, auch mit dem zweyten Büchel meiner »Sämmtlichen Werke« vor Lieb und Willen zu nehmen, und seitdem 4 bis 5 Jahre verflossen sind; — so wäre ich wohl gemeynt, aber eins herauszugeben. Die Einrichtung bleibt wie bisher: wieder einige Kupfer, gutes Schreibpapier, und auf dem Schreibpapier Allerley, so gut ich es weiß und verstehe, nach meiner Einfalt und in Ermangelung eines Bessern. Also freylich kein Ambrosia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare, die, wie mein Vetter sagt, in der Welt für Ambrosia verkauft wird, sondern ehrlich hausbacken Brodt mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeyt und besser gegen Wind und Wetter vorhält; zum Zierath und Abzeichen soll allerdings hin und wieder dran ein Herz oder ein Schlüssel eingedrückt werden. Zur Ostermesse, wenn Gott Leben und Gesundheit giebt, denk' ich dies neue Büchel zu liefern, und möchte es wohl etwas stärker ausfallen.

Weil ich aber mit der neutralen Flagge eigentlich keine Geschäfte mache, sondern mein Handlungs-Geheimniß mehr in dem »Cours meiner Papiere« besteht; so ist, bey den dermahligen Preisen aller Staatsbedürfnisse, die Subscription, nicht Pränumeration, für ein Exemplar brutto, d. i. mit Fustage und Transport auf 40-50 Meile, beydes in Quantitäten, versteht sich, 1 Rthlr. oder 3 Mk. Hamburger Geld; doch nehme ich von denen H. H. Correspondenten, die kein schweres Geld haben, der bequemern Berechnung halben, auch 3 Mk. leichtes Geld, oder den Louisd'or zu 5 Rthlr. Damit ist nun das Büchel bezahlt, und so soll der Preis für

die Nicht-Subscribenten hernach nicht erhöht werden; doch wäre mir, wegen der Industrie der Nachdrucker sonderlich damit gedient, wenn die etwanigen Liebhaber gefälligst subscribirten.

Ersuche denn die Gönner und Freunde, die Lust und Zeit haben, ihres Orts Subscription anzunehmen, und spätestens gegen Ende des Januars 1783 an mich einzusenden, unter der gewöhnlichen Addresse: »à M. Claudius, Homme »de lettres à Wandsbeck, abzugeben in Hamburg auf Herrn »Herrmanns Apotheke.«

Ich habe, wem damit gedient ist, auch noch Exemplare von den beyden vorhergehenden Bücheln, das Stück zu 2 Mk., daß also mit dem neuen alle drey einzeln gekauft, 7 Mk. kosten; wer sie alle drey zusammen nimmt, bezahlt 7 Mk. 8 ß.

Wandsbeck, den 1. Nov. 1782.

Asmus.

(Siehe die Hamburger und Altonaer Zeitungen vom November 1782.)

Vorrede.

Was ich in der Anzeige versprochen, meyne ich im Büchel gehalten zu haben. So gut ich's wußte und verstand, hab' ich's geschrieben; und daß es in Ermangelung eines Bessern ist, weiß Niemand so gut als ich.

Uebrigens habe ich hier wenig oder nichts vorzureden, und verweise den geneigten Leser auf das, was vor den vorhergehenden Theilen zu lesen ist.

Auch die Kupfer in diesem vierten Theil brauch' ich nicht zu erklären, denn sie erklären sich selbst; und ich hoffe, daß viele Herren Subscribenten, wenn nicht mit dem Büchel, doch mit den Kupfern zufrieden seyn werden.

Der Inhalt der beyden Kupfer pag. 64 und 65, konnte, wie der Text und ich sie verlangten, nicht vorgestellt werden. Ich wollte ihn aber doch gerne von Herrn Chodowiecki vorgestellt haben, und meynte: so und so. Und darauf bezieht sich der Scherz des Herrn Chodowiecki auf diesen beyden Platten. Mein

Vetter und ich können Nichts zeichnen; wir können nur Sachen angeben, die sich nicht zeichnen lassen.

Ueber viele Stücke im Buche steht's darüber, an wen sie gerichtet sind. Wo nichts darüber steht, kann Jeder, wenn er will, ansehen, als ob sie an ihn gerichtet wären. Die Briefe am Ende sind an Andres.

Schließlich ersuche ich die Herren Nachdrucker, daß sie mir mein Büchel nicht nachdrucken, weder halb noch ganz. Es ist das einzige, das ich verlege, und es muß so beysammen bleiben.

Motett.

Der Menſch lebt und beſtehet
Nur eine kurze Zeit;
Und alle Welt vergehet
Mit ihrer Herrlichkeit.
Es iſt nur Einer ewig und an allen Enden,
Und wir in ſeinen Händen.

Und der iſt allwiſſend.

Erſtes Chor. Halleluhjah!

Und der iſt heilig.

Zweites Chor. Halleluhjah!

Und der iſt allmächtig.

Drittes Chor. Halleluhjah!

Und iſt barmherzig.

Alle Chöre.

Iſt barmherzig — Halleluhjah! Amen!
Halleluhjah ewig ewig ewig ſeinem Nahmen!
Iſt barmherzig — Halleluhjah! Amen!

Ueber ein Sprichwort.

Unter andern tiefsinnigen Sprichwörtern und Räthseln, dadurch die Alten unterrichten und bessern wollten, ist auch eins: man soll auf einem Grabe nicht schlafen! und eben von dem ist hier die Rede.

Wenn ein Spruch tiefsinnig ist, so schwimmt der Sinn nicht oben auf; und denn pflegt er ziemlich sicher zu seyn.

Die Sprüche der Weisen sind dem Schiffe Royal George zu vergleichen, das mit dem wackern Admiral Kempenfeldt seit dem 29sten August a. p. bis an den Topmast bey Portsmuth in See steht. Das Fähnlein züngelt da über dem Wasser, daß man wohl sieht, es sey im Grunde etwas vorhanden; wer aber den 29sten August nicht in Portsmuth war, oder sonst des Wesens kundig ist, der wird dem Feind nicht viel von dem Royal George verrathen. Indeß hat doch ein Jeder seine Vermuthungen, und es kommt bey solcher Gelegenheit allerhand nützliche Auslegung und Lehre an den Tag; und so soll es auch seyn. Ein Umstand ist bey solchen Auslegungen noch zu bemerken, der manchem sonderbar dünken möchte, der nämlich: daß der letzte Ausleger allemahl der klügste ist, und daß seine Vorgänger immer herhalten müssen. Dafür muß er aber zu seiner Zeit wieder herhalten, und so ist das Gleichgewicht hergestellt. Wollen es denn auch so machen, und zu seiner Zeit wieder über uns ergehen lassen, was Recht ist.

Einige Vorgänger also haben das Sprichwort so gedeutet, als werde darin den Leuten, die von einem Vetter in Ostindien eine reiche Erbschaft gethan haben, der Rath gegeben: sich nicht bloß neben dem gesammelten Honig hinzusetzen, und in Wollust und Müßiggang zu verrosten, sondern nützlich und thätig zu bleiben. Dieser Rath ist allerdings sehr gut, und vielleicht bedauern einige Leser, daß sie nicht in dem Fall sind, von einem so guten Rath Gebrauch zu machen. Uebrigens gehen doch aber bey dieser Auslegung des Sprichworts alle, die keinen Vetter in Ostindien haben, leer aus, und warum sollen die leer ausgehen? Wir wollen lieber einige Auslegungen versuchen, dabey niemand leer ausgehen darf, und dazu man nur braucht, was ein jeder Mensch hat, wie folget:

a) Es sind freylich viele Gräber, um die sich Niemand rothe Augen weint; aber manchmahl wird doch auch einer begraben, der einem Andern nahe abgeht. Dieser Andre denkt mit nassen Augen an den Begrabenen, und sein Grab ist ihm ein Heiligthum. Du wärest wohl grausam, wenn du es entweihen, und dich zum Schlafen darauf ausstrecken könntest! und du sollst nicht grausam seyn.

b) Wenn der Mensch im Grabe liegt, und der Grabhügel ihm errichtet ist; so ist sein Loos entschieden. Alea jacta est. Wir, die wir vorüber gehen, können freilich dies Loos nicht ändern, sondern bey dem, was geworfen ist,

Mädel's. Es wäre aber auch zu lächerlich, wenn sich einer auf den Bäumen müsste schlafen legen.

Die Versuchung ist und bleibt immer eine sehr nachdenkliche und ernsthafte Sache. Gewöhnlich geht kein Engel gleichgültig einem Seelenkäufer vorbey: und der ist doch eigentlich über die Seelenkäufer weg, und hat für seine Person dabey nichts zu gewinnen noch zu verlieren. Der Mensch ist noch nicht so ganz darüber weg, und hat noch allerley dabey zu bedenken, daran ihm gelegen ist. Muß denn je ein alter guter Vater, der den Leichtsinn der Menschen kennt, muß denn der nicht das Gesetz machen: daß man auf einem Grabe nicht schlafen soll?

u. s. w.

Ein Lied vom Reiffen.

d. d. den 7. December 1780. Wandsbeck.

Sirach, C. 43, v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.*.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und Marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Credit und Geld und goldnen Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reiffen nah und fern —
So gut wird's Euch nun einmahl nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt,
Im vollen Sonnenstrahl

Lichthell, still, edel, rein und frey,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabey:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reiffen in der That! —
Muß einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat!

Ein Engel Gottes geht bey Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Iſt er ſchon wieder fort.

Du Engel, der ſo gütig iſt,
Wir ſagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heilgen Chriſt
Die Bäume wieder weiß!

Von der Freundſchaft.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindſchaft erklärt, und, wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl ſich nicht ſcheuen müſſe. Heute von der Freundſchaft.

Von der ſpricht nun Einer: ſie ſey überall; der Andre: ſie ſey nirgends; und es ſteht dahin, wer von Beyden am ärgſten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörſt, ſo wirſt du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen ſie denn Freunde. Und iſt oft zwiſchen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und ſie ſich ſo einander wechſelsweiſe zu Narren haben; denn, wie du ſiehſt, iſt hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur ſein eigner Freund, und nicht

des Andern. Ich möchte mich Dir „Hallunken-Freundschaften“ zu nennen! Wenn du einen jungen Hallunkenzweig anſiehſt, ſo ſieht er ſein ſämmig und wohl gegründet aus; ſchneideſt du ihn aber ab, ſo iſt er inwendig hohl und iſt ſo ein trocken ſchwammig Weſen darin.

So ganz rein geht's hier freylich ſelten ab, und etwas Menſchliches pflegt ſich wohl mit einzumiſchen; aber das erſte Geſetz der Freundſchaft ſoll doch ſeyn: daß Einer des Andern Freund ſey.

Und das zweyte iſt, daß du's von Herzen ſeyſt, und Gutes und Böſes mit ihm theileſt, wie's vorkömmt. Die Delicateſſe, da man den und jenen Gram allein behalten und ſeines Freundes ſchonen will, iſt meiſtens Zärteley; denn eben darum iſt er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweymal bitten. Aber wenn's Noth iſt und er helfen kann, ſo nimm du auch kein Blatt vor's Maul, ſondern gehe und fodre friſch heraus, als ob's ſo ſeyn müßte und gar nicht anders ſeyn könne.

Hat dein Freund an ſich, das nicht taugt, ſo mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entſchuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entſchuldigen. Mache nicht ſchnell Jemand deinen Freund, iſt er's abe reinmahl, ſo muß er's gegen den dritten Mann mit allen ſeinen Fehlern ſeyn. Etwas Sinnlichkeit und Partheylichkeit für den Freund ſcheint mit zur Freund-

schaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die würklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unpartheyische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwey Pferde, die eine zeitlang beysammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherley Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht seyn ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerley Gefühl, einerley Wunsch, einerley Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde seyn? Freylich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Paul Erdmanns Fest.

Mein Vetter und ich waren auf Reisen, die Welt und ihre Berge und Gewässer zu sehen, und ich recommandire einem jeden Menschen so 'ne Reise; es kommen gar liebliche Berge und Gewässer mit vor. Gleich den dritten Tag in der Morgendämmerung trafen wir auf einen Fleck, der schier nicht schöner seyn kann. Mein Vetter ließ halten, und wir sahen überall hin.

»Da drüben am See, sagte mein Vetter zu mir, »soll Euer Haus stehen; dort oben am Berge Freund »** seins, und hier wo wir stehen, will ich wohnen. — — — Aber was ist Euch, Vetter, ihr wer»det ja so heroisch aussehend?«

»— Ich bin Willens, von dieser Gegend Besitz »zu nehmen.«

»Dacht' ichs doch, daß so etwas im Werk wä»re! — Wie macht Ihr denn das?«

»Wie's gemacht wird. Ich zieh' meinen Hirsch»fänger heraus, und haue in alle vier Winde, und »rufe überlaut, daß ich hiemit Besitz nehme; und »denn gehört die ganze Gegend meine mit allem

»was darin ist. So haben es ja die Europäer in »andern Weltgegenden gemacht, und es ist reüssirt.«

»Wohl wahr, Vetter, aber die Umstände wa»ren doch verschieden. Dazu reisen wir; so könnt »Ihr doch nicht da bleiben.«

»Nun, so laßt uns denn reisen.«

»Aber bey der Gelegenheit wollen wir's mit ein»ander absprechen, was wir denn eigentlich für eine »Reise machen wollen. Was meint Ihr?«

»Ich meine, wir machen le grand tour.«

»Was nennt Ihr le grand tour?«

»Immer vorwärts, so wie der Wagen da steht, »bis wir herum kommen auf denselben Fleck; und »denn zu Hause.«

»Der Vorschlag ist so übel nicht, auch in der »Theorie ganz richtig; in der Praxis hat er denn »freylich seine Schwierigkeiten, wie das wohl so zu »seyn pflegt. — Aber seht, da geht die Sonne auf!«

»Seht doch! — Vetter, sie ist nun alle Tage »aufgegangen so lang' ich lebe; und doch, wenn ich »sie des Abends sehe untergehen, kann ich immer »nicht glauben, daß sie den andern Morgen wieder »aufgehen werde.«

»Wie sie da nun wieder hervorkommt! — lieber »Vetter! —«

»Aber schau, es wallt und bewegt sich so in »ihr; was ist das?«

»Sie haut nun in alle vier Winde, und nimmt »von dieser Halbfläche der Erdkugel Besitz! — Und

»das, Vetter, ist dir doch ein rechter Besitznehmer! »Er bringt und nimmt nicht!«

»Doch sitzt auf; in ein paar Stunden sollt Ihr »wieder was Schönes sehen, freylich keine Sonne »wieder, denn die haben wir nur Einmahl in der »Welt, aber doch was Schönes.«

Nach einigen Stunden befanden wir uns vor einer etwas hohen Gegend; und als wir hinauf kamen, da lag rund um vor uns die große offene blaue See. Wer die See gesehen hat, der weiß, was das für ein Anblick ist. Wasser scheint lebendiger für's Auge, als das feste Land, es bringt dem Menschen so viel Gutes und ist für ihn so unentbehrlich; ob's daher kommt, daß ein so großer Vorrath davon sich so sonderlich ansieht; aber wahr ist es, der Anblick der offenen See ist sonderlich.

»Nun, Vetter, was sagt Ihr zu dem Früh»Stück?«

»Ist zu viel zum Frühstück, und man hat den »ganzen Tag genug daran.«

»Auch so gut.«

»Freylich hat man den ganzen Tag genug dar»an, und die Nacht dazu.«

»Hat's Euch wohl eher von der See geträumt?«

»Einmahl; und da hatte sie der liebe Gott so in »der hohlen Hand mit allen Inseln und Schiffen, »und sah darauf, und die Schiffer merkten es nicht.«

»Gut geträumt, Vetter. Nun seht noch einmahl »hin, und denn wollen wir auch weiter reisen. In=

»deß vorwärts, seht Ihr, geht's nicht weiter, und »wir müssen wohl linksum machen.«

Wir machten also linksum, und fuhren nun 'n drey bis vier Wochen immer so von uns hin, die Kreuz und die Queere, wo uns der Weg hinführte; und ich muß sagen, die Welt ist sehr groß, und immer anders und anders.

Man kann denken, daß wir auf dieser Fahrt manchen angenehmen Tag gehabt haben. Ich darf mich aber nicht weitläuftig einlassen, und muß machen, daß ich an den Tag komme, von dem ich hier eigentlich Nachricht geben will. Dieser Tag nun, oder vielmehr der Vor-Tag, fieng sich eben nicht zum besten an. Wir waren kaum eine Meile vom Nachtquartier in einem großen langen Dorfe, da fiel der Fuhrmann unter die Pferde, und gleich war 'n Bein ab. Der arme Kerl dauerte uns; und wir nahmen einen andern, und fuhren weiter.

Gegen Abend brachte uns der Weg in ein Dörflein, das ungemein freundlich aussah, und der Schwager hielt an und ließ uns sehr lange warten. Endlich kam er.

»Warum denn aber so sehr lange, Schwager?«

»Ja, meine Herren, das ist von wegen des »Jubiley. Hier im Dorfe ist morgen ein Jubiley, »und das hab' ich erst alles verkundschaften müssen. »Die Frau Postmeisterin will das wissen.«

»Ah so! das ist ein anders.«

Aber, sagte mein Vetter zu mir, ich denke, wir verkundschaften das Jubiley auch näher, ehe

wir weiter fahren; und damit ſtiegen wir ab und hinein in's Haus, und erfuhren denn, daß ein Bauer im Dorfe, Paul Erdmann genannt, ſein Erbe funfzig Jahr bewohnt habe, und morgen ſein Jubiläum feyern wolle.

»Könnt ihr bis morgen Abend hier bleiben, »Schwager?«

»Na.«

»Nun ſo reitet wieder zu Hauſe; wir bleiben »hier.«

»Das dependirt von den Herren, aber ich muß »Sie erſt auf die nächſte Station fahren. Dahin »lautet mein Stundenzettel.«

»Narre, wir bezahlen euch bis dahin; ihr hört »aber, daß wir hier bleiben wollen.«

Darauf ließ er ſich aber nicht ein, und blieb dabey, daß er laut ſeines Stundenzettels uns auf der nächſten Station abliefern müßte. Ich wollte alſo ſchon wieder einſteigen, weil es mir doch auch halb und halb vorkam, daß der Schwager nicht ganz Unrecht habe; mein Vetter aber, der ſich bey ſolchen intricaten Fällen beſſer zu nehmen und herauszufinden weiß, ſchrieb dem Schwager einen Schein: »daß wir würklich in dem Wagen geweſen, daß wir aber auf dem Wege ausgeſtiegen, und deswegen auf der Station nicht mehr darin wären,« und damit war der Schwager zufrieden und fuhr weiter, und wir blieben da.

In der Wirthsſtube ſaßen drey reiſende Handwerksburſche, und fünf oder ſechs Bauern. Die

Handwerksbursche machten's wie ich, sie erzählten von ihren Reisen. Als es gebrechen wollte, fingen wir an, die Bauern von dem Jubiläo zu fragen; und sie erzählten uns ein Langes und ein Breites von ihrem Nachbar Paul Erdmann, und sagten bey der Gelegenheit, alle aus Einem Munde, ausnehmend Gutes von ihrem Edelmann, und das alles so treu und herzlich, daß man sie und ihren Nachbar und ihren Edelmann unbesehends lieb gewann.

Wir giengen darauf noch heraus in's Dorf, bis an den Edelhof, der vorne daran liegt, und sahen uns um. Auf dem Rückwege sprachen wir bey dem Paul Erdmann vor, und fragten ihn, ob wir nur morgen mit auf seinen Ehrentag kommen dürften? Er sagte kurz zur Antwort, wir würden willkommen seyn, gab sich aber weiter mit uns nicht ab, denn er hatte zu thun.

Die Nacht gieng bald hin; und den folgenden Morgen machten wir uns bey guter Zeit wieder zum Paul, der uns schon im Feyerkleide und weißem Halstuch auf der großen Diele entgegen kam. Er war nun viel gesprächiger, als gestern; fragte uns, wer wir wären, und wohin wir wollten; erzählte uns von seinem Vieh und Acker, und wie ihn Gott gesegnet habe; von seiner seeligen Frau; von seiner Freude über diesen Tag; und von seinem gottesfürchtigen Edelmann, und was der durch seine Vorkehrungen, und sonderlich durch sein eignes Exempel für gute und fromme Gesinnungen bey Jung und Alt

ausbreite, und daß er heute selbst kommen und mit ihm und uns Allen essen werde u. s. w.

Paul hatte seine Kühe und Pferde, und alle sein Vieh den Morgen in den Stall bringen lassen, daß sie heute auch tractirt würden; denn, sagte er, sie haben's mir verdienen helfen, und das Vieh hat keine Freude, als Essen und Trinken.

Um neun Uhr schickte der Edelmann einen Bedienten: »es sey unvermuthet großer Besuch gekommen, und Paul werde nicht übel nehmen, wenn er sie Alle mitbringe; weil er aber seine Gäste nicht alle kenne, so bitte er sich aus, daß er für sie dürfe zurichten und seinen Tisch dicht neben Paul seinen setzen lassen; er wisse wohl, daß Paul und Compagnie seine Kost und Gerichte verschmähten, er bitte aber, daß sie doch mit ihm trinken möchten.«

»Sag' er seinem Herrn wieder: was mit Ihm »komme, das komme mit Ihm! Es werde uns eine »große Gnade und Ehre seyn, und ich lasse mich »unterthänig bedanken.« Und damit gieng der Bediente.

Gegen Zehn kamen die Nachbaren, immer Mann und Frau zusammen, einer nach dem andern an; und Paul empfieng jedweden mit einem Handschlag, und hieß sie niedersitzen. Einige brachten auch einen Sohn oder Töchter mit, zum Theil wohl schöne Mädchen, und alle so ehrbar und züchtig, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Die Bauern sahen alle nach der Reihe bieder und gut aus, doch stachen besonders zwey hervor,

Peter Unke und Hans Westen. Unke ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, und sieht bräunlich und wie 'n General aus. Westen ist jung, und hat ein milchweißes und gar gutmüthiges Gesicht; er hatte den Herbst vorher Hochzeit gehalten, und seine Frau, die mit ihm kam und die Liese heißt, war hochschwanger. Zuletzt kam auch noch ein steinalter Mann, mit Namen Jost; seine Augen waren ihm schon dunkel worden, und er konnte kaum alleine stehen. Paul wollte ihn durchaus haben, weil er der älteste im Dorf ist; und so ließ Jost sich durch zwey Knechte herführen, und setzte sich oben gegen den Feuerheerd, denn es friert ihn immer so.

Als nun die Gäste alle beysammen waren, trat Paul hin, that seine Mütze ab und sagte:

»Nun willkommen, ihr lieben Nachbarn! Will»kommen, und Dank, daß Ihr mir meinen Ehren»tag mit wollet feyern helfen!«

»Es sind heute funfzig Jahr, als ich dies Erbe »sehr wüste und verfallen antrat. Ich habe mit »Gott angefangen, und ihn oft hinter'm Pflug um »seinen Segen gebeten — und er hat mich gesegnet! Da steht mein Vieh, und wiederkäut und »wiehert; und in allen den funfzig Jahren hat mir »nie nichts gemangelt. Ich bin nicht werth solcher »Barmherzigkeit, das weiß ich — und ich möchte »mich in mein Heu verkriechen. Aber Gott ist gnä»dig, und verlangt nur von uns, daß wir seine »Güte erkennen; und da hab' ich Euch heute herge»beten, Ihr lieben Nachbarn! daß Ihr's mir helfet

»thun. Helft mir denn heute Gott danken, Ihr lie»ben Nachbarn! und laßt uns hier mit einander »fröhlich seyn, Ihr lieben Nachbarn! Amen.«

Die lieben Nachbarn standen alle, andächtig wie in der Kirche, um den alten Paul, und drückten ihm die Hand und sagten ihm was Liebes, so Mannsen als Weibsen; sonderlich stand die Liese Westen mit ihrem runden Leib, und weinte ihre hellen Thränen.

Peter Unke. »Paul, Ihr habt ehrlich gesprochen. Wir wollen auch Gott gerne für Euch danken; aber seht, ein jeder von uns hat genug vor seiner Thüre zu fegen.«

Anton Schmidt. »Ja wohl, Unke! Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde. Ich habe heute früh noch meine Wintersaat angesehen; sie schlägt mir schon wieder über'n Kopf zusammen, und ich habe erst voriges Jahr das neunte Korn gedroschen.«

Markus Körner. »Und mir hat Gott gestern Abend Zwillinge gegeben, 'n Paar liebe Jungens, die schlagen mir über'n Kopf zusammen.«

Liese Westen. »Und mir meinen Hans.«

Jost. »Und uns Allen unsern gnädigen Herrn.«

Peter Unke. »Eben der lag mir vor sonderlich im Sinne; denn für den allein können wir Gott nicht genug danken.«

Albrecht Kühnert. »Paul, was würde doch Eure seelige Sophie sagen, wenn sie uns so heute hier sehen sollte! Aber die ist bey Gott dem Herrn.«

Paul Erdmann. »Ja, will's Gott! ist sie bey Gott dem Herrn, und da mag sie auch bleiben. Sonst bin ich den Morgen in meinem Herzen schon 'n Paarmahl auf'n Sprung gewesen, sie heute bey mir zu wünschen. Ich hätte sie gerne hier, das weiß Gott; und die alte Hausmutter würde auch einen guten Tag haben.«

Peter Unke. »Laßt sie, Paul; sie hat so einen bessern.«

Und so gieng das unter den Leuten fort. Mein Vetter und ich waren, wie vom Himmel gefallen, denn solche Bauern waren uns noch nicht vorgekommen. »Wir sind am rechten Orte abgestiegen, sagte »mein Vetter. Aber denkt, was der Edelmann für »ein wahrhaftiger Wohlthäter ist! Und was er »selbst für 'n Leben haben muß!« Ich hatte das schon gedacht; und mir brannte die Stelle unter den Füßen, bis ich ihn gesehen hätte.

Um Mittag kam er mit seinen Gästen, und alle Bauern giengen heraus, vor Pauls Hofe, ihm entgegen, und führten ihn herein. Zu beiden Seiten auf dem Hofe standen eine Parthie Knechte, und strichen die Sicheln, und Paul stand in der Mitten.

Paul Erdmann. »Das ist unsre Feldmusik, gnädiger Herr! Sie müssen so vorlieb nehmen.«

Herr v. Hochheim. »Guten Morgen, lieber Paul, und viel Glück!

Ihr seht ja heute recht jung aus.«

Paul. »Ist keine Kunst für Ihre Bauern, gnädiger Herr: Sie lassen uns nicht alt werden.«

Hr. v. Hochheim. »Hier kommen wir ein ganzes Hausvoll zu Euch.«

Paul. »Je mehr, je beſſer; immer herein.«

Paul bewillkommte ſie nun alle nach ſeiner Art, und ſie wünſchten ihm Glück zu ſeinem Jubiläo; und ſo gieng der Zug herein in's Haus.

Es mochten etwa zehn bis zwölf Perſonen ſeyn, alle eines wirklich feinen und adlichen Anſehens. Sie waren ſchon 'n Weilchen im Hauſe geweſen, da kam noch ein großer dicker Herr nach, und hatte eine alte dürre Frau am Arm.

Ich hatte mich bloß über den Herrn v. Hochheim und über die Leute, die mit ihm kamen, gefreut, und mich weiter um nichts bekümmert; mein Vetter aber hatte gleich alles befragt, und wußte mir zu ſagen, daß der ältliche Mann ein Herr von Strahlen, die runde freundliche Dame eine verwittwete Frau v. Mecheln, und das ſchöne Fräulein ihre Schweſter Louiſe, daß ferner die und die ein Herr v. Holborn und ſeine Gemahlin wären, u. ſ. w. Endlich daß der große dicke Herr, der allein nachkam, ein junger Herr v. Saalbader ſey, neulich von Reiſen zu Hauſe gekommen, und der einzige Sohn ſeiner Mutter, eben der kleinen alten dürren Frau, die er am Arm hatte; »und, ſetzte mein Vetter hinzu, »dieſe Zwey gehören nicht zu »den übrigen, oder ich hänge alle Phyſiognomie am »Nagel. Gebt Ihr Acht, Vetter.«

Der alte Joſt ſaß noch gegen den Feuerheerd, und rauchte eine Pfeife Toback.

Hr. v. Hochheim. »Schmeckt Euch der Toback noch, Joſt? — Was macht Ihr, wie iſt Euch?«

Joſt »Müde, gnädiger Herr, ach ſo müde! Ich warte alle Tage, ſtopfe eine Pfeife nach der andern, und denke bey jeder, es ſoll die letzte ſeyn, und der liebe Gott macht immer noch nicht Ende.«

Herr v. Hochheim. »Geduld, Joſt, es wird Ende werden.«

Joſt. »Ich bin am beſten in meinem Lehnſtuhl hinter'm Ofen, aber ich ſollte und mußte herkommen.«

Herr v. Hochheim. »Freylich! Ihr ſeyd unſer Großpapa, und unſer Großpapa muß ja bey uns ſeyn, ſo lange er noch da iſt.«

Ich hatte, als die Geſellſchaft kam, mich ſchon mit vor dem Herrn von Hochheim gebückt, und am meiſten nach ihm gezielt; aber das gnügte mir doch nicht, ich wollte es noch vor ihm allein und abſonderlich thun. Ich gieng alſo zu ihm und bückte mich recht herzlich, und auch meinem Vetter glückte dasmahl der Bückling über alle Maaßen wohl. Herr v. Hochheim fragte mich, wer wir wären; und wir ſagten ihm unſern Namen.

Wenn man 'n Buch herausgegeben hat, iſt man faſt im gleichen Fall mit einem, der in Steckbriefen nach Rock und Weſte beſchrieben wird; das Incognito iſt mißlich. So gieng's auch hier, und der Hr. v. Hochheim kannte uns; doch war's mir dasma nicht leid. Er wunderte ſich nicht wenig, uns au Pauls Jubiläo zu finden, und wollte uns dem alten Paul und der übrigen Geſellſchaft präſentiren.

Fr. v. Mecheln. »Halt! Halt! Die Frau von Holborn soll erst ihre Kunst zeigen. Sie will allen Menschen ansehen, was sie für ein Metier aben.«

»Frau v. Holborn! Frau v. Holborn! Kommen Sie doch einmahl her. Was sind diese beyden Leute?«

Fr. v. Holborn. — — »Ein Paar Musiker.«

Herr v. Saalbader. »O que non, Madame; Vous Vous trompez étrangement. Ce n'est pas l'air de Musicien. Mais je vous dirai. Voyez, je m'y connois, voyez —«

Fr. v. Holborn. »Nun, was sind sie denn?«

Herr v. Saalbader. — »L'un: tailleur, et l'autre: Apothicaire.

Frau v. Mecheln. »Bravo! Getroffen.«

Herr v. Hochheim wollte, daß wir mit an seinem Tisch essen sollten, und bat den alten Paul: »uns ihm zu überlassen, wie er sich gnädig ausdrückte. Paul wollte auch gleich ja; wir aber konnten ihm unmöglich abtrünnig werden, und sagten zu dem Herrn von Hochheim, daß wir es uns für eine Ehre schätzten, mit seinen Bauern zu essen, und das war die Wahrheit.

Indeß ward aufgetragen, und beyde Gesellschaften setzten sich zu Tische. Herr v. Hochheim hatte den Tag die Hälfte seiner Bedienten zur Aufwartung der Bauern beordert, und sein Kammerdiener mußte hinter Paul's Stuhl stehen.

Herr v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, die Gesellschaft erlaubt Euch, Eure Hüte aufzusetzen. Und noch eins: wir können uns nicht bequem übersehen;

wählt Ihr also an Eurem Tisch einen Sprecher, an den man sich wende, wenn wir etwas mit einander haben. Ich will hier Euer Sprecher seyn.«

Paul fieng nun an, aus einer großen Kumme Reißbrey aufzuschüsseln und herum geben zu lassen; und unterdeß wählten die Andern einmüthig den Peter Unke zum Sprecher, der auch darauf vom alten Paul bestätigt und verkündigt ward.

Westen (zu Unke). »Seht da, Unke, eine von unsern Schüsseln auf dem andern Tisch, neben dem gnädigen Herrn!«

Unke. »Gnädiger Herr, es ist da eine Schüssel mit Reißbrey über die Gränze gekommen. Vergeben Sie, wir wollen sie gleich wieder abholen lassen.«

Herr v. Hochheim. »Nicht doch, Unke; die Frau v. Mecheln hat darum gebeten.«

Paul Erdmann. »O, Frau v. Mecheln, das ist — das —«

Unke. »Laßt's, Paul! wenn Sie unsre Kost mag. Umsonst hat die gnädige Frau so rothe Backen nicht.«

Herr v. Saalbader. »Monsieur l'Orateur parle Phebus. Ma foi, c'est une pièce à figurer.«

Unke. Zu mir. »Das galt mich, ob ich's gleich nicht verstehe. Kann Er französisch?«

Asmus. Ja, Herr Sprecher, so etwas.«

Unke. »So setz' Er sich her zu mir; und ich mache ihn hiemit zu meinem Agenten für die französischen Angelegenheiten.

Derweile war die Suppe am andern Tiſch rund gegeben, und an unſerm hatte ein jeder ſeine Schüſſel mit Reißbrey vor ſich.

Unke. »Nun, Paul, ſprecht 'n Gebet.«

Und Paul legte den großen Löffel andächtig nieder, und ſprach eins; und hieß darauf alle Gäſte noch einmahl von ganzem Herzen willkommen ſeyn.

Herr v. Saalbader. »Wer mag doch wohl zuerſt den Einfall gehabt haben, zu Tiſch zu beten?«

Unke. »Doch wohl der zuerſt gegeſſen hat.«

Herr v. Saalbader. Wie könnte mir das einfallen!«

Unke. »Wenn Sie nur 'nmahl recht hungrig wären, gnädiger Herr, und hätten nichts zu eſſen; es ſollte Ihnen ſchon einfallen, Gott zu danken, wenn Sie was zu ſehen kriegten.«

Herr v. Strahlen. »Sehr wahr, Unke; wenn's auch grade nicht laut geſchähe und mit gefaltenen Händen. Das denkt Ihr doch auch?

Unke. »Freylich, gnädiger Herr; Gebehrde iſt Gebehrde. Doch hilft's nicht, ſo ſchadt's auch nicht; und hier iſt beſſer zu viel, als zu wenig.«

Herr v. Saalbader. »En France on ne prie le bon Dieu jamais.«

Frau v. Mecheln, »Tant pis pour la France. Ich habe in Frankreich viel beten ſehen.«

Herr v. Saalbader. »Aber hat er von je her zu Tiſch gebetet, Monsieur Paul?«

Paul. »So lang' ich lebe, gnädiger Herr. Das Eſſen und Trinken iſt ja eine Gabe; wie kann

man die denn annehmen, ohne an den Geber zu denken? Und es ißt ſich auch beſſer darauf, Herr v. Saalbader.

Unke. »Ja wohl, Paul! und der Menſch iſt ja keine Kuh und kein Pferd, das nur käut und hinunterſchluckt.«

Herr v. Hochheim. »Lieber Asmus, ſo ſtill über's Tiſchgebet?«

Asmus. Hören Sie immer die klügſte Parthie, gnädiger Herr, und ſonderlich hier. Ich denke auch, es iſt ſchon geſagt, was geſagt werden kann. Der Menſch iſt keine Kuh und kein Pferd, er iſt aber unter Kühen und Pferden und muß mit ihnen eſſen; da hebt er denn von Rechtswegen jedesmahl, wenn vorgeſchüttet wird, den Kopf zuvor auf und beſinnt ſich ſein, damit er indeß ſein nicht vergeſſe.«

Herr v. Saalbader. »Bien dit, ma foi.«

Herr v. Hochheim. »C'est peu de chose, que d'être bien dit, Monsieur *de Saalbader*.«

Unke. Zu mir. »Wie heißt der dicke Herr eigentlich?«

Asmus. »Herr von Saalbader.«

Unke. »Von Saalbader! von Saalbader! Den Namen hab' ich nie gehört. Wo iſt er her? Hier aus dem Lande kann er nicht ſeyn.«

Asmus. »Ich denke auch nicht; aber mein Vetter ſagt, daß die von Saalbaders eine ſehr alte Familie ſind.«

Hr. v. Saalbader. »Ich beſinne mich eines

sehr schönen bonmot über's Gebet, das mir ein Bettelknabe in Genua sagte.«

Hr. v. Hochheim. »Sie sind also in Italien gewesen, Herr von Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Ja, ein ganzes Jahr.«

Fr. v. Mecheln. »Auch in Venedig?«

Hr. v. Saalbader. »Oui, Madame, à Vénise, à Rome, à Naples, par tout.«

Fr. v. Mecheln. »Haben Sie denn in Venedig auch des Bragadino seine Haut gesehen?«

Hr. v. Saalbader. »Oui, Madame, sans doute. J'aime furieusement cette sorte de drogues, et je possède moi-même le peau d'une très belle moresse qui eut la fantaisie de se couper la gorge. Ayez la grâce, Madame, Vous et Mademoiselle Louise, de venir cette arrière-saison nous voir chez nous, et j'aurai l'honneur de Vous montrer cette peau.«

Louise. »Je serois charmée, Monsieur, d'aller voir Madame de *Saalbader* chez elle, mais Votre peau ne me tente guère.«

Fr. v. Mecheln. »Aber wer war der Bragadino eigentlich? Ich weiß von ihm nichts, und habe nur sehr von ohngefähr einmahl irgendwo gelesen, daß seine Haut in Venedig aufbewahrt wird.«

Hr. v. Saalbader. »Er war Venetianischer Commandant irgendwo, und brachte bey der Gelegenheit seine Haut zu Markte.«

Hr. v. Hollborn. »Er war Commandant von Cypern, und vertheidigte die Insel edel und meister-

lich gegen die Türken; und als sie endlich doch capituliren mußte, ließ der türkische General ihm lebendig die Haut abziehen.«

Fr. v. Mecheln. »Das war grausam.«

Hr. v. Hochheim. »Und war noch dazu wider gegebenes Wort.«

Fr. v. Hollborn. »Der Türke muß ein abscheuliches Gesicht gehabt haben. Aber, Hr. v. Saalbader, erzählen Sie uns lieber von den Gemählden, die Sie in Venedig gesehen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Welche Schule ziehen Sie vor, Madame, die Venetianische, oder die Römische, oder die Lombardische, dont le grand Correggio est le Chef?«

Fr. v. Mecheln. »Was gehen uns die Schulen an; erzählen Sie nur. Z. E. von der berühmten Nacht des Correggio.«

Hr. v. Saalbader. »Nuit, la nuit de Correggio! je n'en sais rien, pas un mot.«

Hr. v. Hochheim. »Dies schöne Stück ist nicht in Venedig, sondern in Dresden.«

Hr. v. Saalbader. »C'est donc peut-être le seul tableau de prix qui y manque. Car on y voit partout une infinité de Chef-d'oeuvres, surtout du grand *Titien*, qui mourut de la peste et qui fut crée Chevalier et Comte Palatin par l'Empereur *Charles* V.«

Fr. v. Mecheln. »Sie scheinen mit Venedig unzufrieden zu seyn, Hr. v. Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Bis auf die wunderliche

Grille, daß man von ihren Staats-Angelegenheiten nicht laut sprechen darf.«

Hr. v. Strahlen. »Die Grille ist so wunderlich nicht, und erspart manchem ein Urtheil, das ihm vielleicht gereuen könnte.«

Hr. v. Saalbader. »Pourtant ça gène. Venez, Mr. *Asmus*, nous mandirons un peu les Souverains.«

Asmus. »Ich nicht, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Saalbader. »Und warum? Wir sind ja nicht in Venedig.«

Asmus. »Aber Venedig ist in mir, und in jedem guten Unterthan.«

Hr. v. Saalbader. »Ah nu, wir wollen auch loben, was zu loben ist.«

Asmus. »Ich finde das Eine so überflüssig, als das andre.«

Herr v. Saalbader. »So? Und wie denn das?«

Asmus. »Weil die Fürsten und Obrigkeiten unmittelbar unter Gottes Augen stehen, und also für ihre gerechte und gute Handlungen viel was besfers haben, als Menschenlob; und wenn je einer eine begehen könnte, die nicht gerecht und gut wäre, so schon übel genug daran sind.«

Hr. v. Saalbader. »Ah, cette Philosophie est très sublime.«

Während diesem Gespräch war die große Kumme mit Reißbrey weggenommen, und eine noch grö-

ßere mit Fleiſch und Kartoffeln an ihre Stelle geſetzt worden.

Unke. »Gnädiger Herr, dürfen wir wohl unſer Kartoffel-Lied ſingen?«

Hr. v. Hochheim. »Ihr habt alle Freyheit, Unke.«

Unke. »So fang' an, Weſten.«

Weſten. »Paſteten hin, Paſteten her,
Was kümmern uns Paſteten?
Die Kumme hier iſt auch nicht leer,
Und ſchmeckt ſo gut, als bonne chère
Von Fröſchen und von Kröten.

Und viel Paſtet und Leckerbrodt
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren, laßt Euch ſagen.

Schön röthlich die Kartoffeln ſind,
Und weiß wie Alabaſter!
Sie däu'n ſich lieblich und geſchwind,
Und ſind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaſter.«

Hr. v. Saalbader. »Wo habt Ihr das alberne Lied her, Herr Sprecher?«

Unke. »Wir machen uns ſonſt unſere Lieder ſelbſt, Herr von Saalbader; dies hat uns der gnädige Herr machen laſſen.«

Hr. v. Saalbader. Zu dem Herrn v. Hochheim. »Cher ami, prenez garde à Vous. Vous ferez perdre à ces gens tout le respect qu'ils doivent à la noblesse.«

Hr. v. Hochheim. »Craignez rien, Monsieur *de Saalbader.*«

Unke. Zu mir. »Was ſagte der Herr von Saalbader?«

Asmus. »Er lobt Euch, und wünſcht, daß alle Bauern ihre Herrſchaft ſo lieben und ehren mögten.«

Hr. v. Saalbader. »Vous ne m'avez pas bien compris, Monsieur *Asmus.*«

Asmus. Er fürchtet, daß Ihr mit dem Reſpect für Paſteten auch den Reſpect für Euren gnädigen Herrn verliehret.«

Unke. »Gott ſeegne unſerm gnädigen Herrn und einem jeden Andern ſeine Paſteten! Kann man denn aber auch Reſpect für Jemand haben, weil er Paſteten ißt? das iſt ja keine Kunſt. Ihre Güter, Herr von Saalbader, müſſen ja im blinden Heidenthum liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Monsieur *Asmus*, rappellez cet homme à la raison.«

Asmus. »Mais je ne sais comment. Ich finde ſeine Aeußerungen ſehr gegründet. Eſſe ein Jeder, was er will und was er hat; aber mit wenig zufrieden ſeyn und wenig bedürfen, iſt doch edler!«

Paul. »Das Lied iſt auch ſo gemeynt: daß wir einem Jeden ſeine Koſt von Herzen gönnen, aber mit unſerer von Herzen zufrieden ſind.«

Unke. »Versteht sich, Paul. Man singt ja nicht, Andern Weh, sondern sich Wohl zu thun.

Aber wir haben von Kartoffeln gesungen, nun schüsselt auch davon auf.«

Kühnert. »Paul, Ihr hättet aber doch heute eigentlich einen Kranz sollen aufhaben.«

Westen. »Ja wohl, so eine Krone von Mayen, mit funfzig Aehren dran, für jede Aerndte Eine.«

Paul. »Nicht doch; die Kronen und Kränze sind nur für die Könige und Bräute.«

Unke. »Herr Agent, warum mögen doch die Könige wohl goldne Kronen tragen?«

Asmus. »Ich weiß nicht, Unke. Wenn dem König von Frankreich, hab' ich 'nmal gelesen, bey der Krönung die Krone aufgesetzt wird, so betet der Erzbischof, »er trage sie zur Barmherzigkeit.«

Ich denke, die Krone bedeutet ja wohl, daß der König der erste Mann in seinem Lande, und das Gold, daß er auch der beste seyn soll.

Fragt 'nmal am andern Tisch; der Adel ist den Fürsten näher als unser einer, und weiß also natürlich mehr von ihren Angelegenheiten.«

Da kamen ein Paar Handel-Juden, kramten ihren Packen aus und boten ihre Waaren feil. Paul kaufte ein seiden Tuch, und gieng damit zu der Frau v. Mecheln. »Gnädige Frau, Sie müssen mich nicht verschmähen; ich wollte Ihnen dies Tuch verehren, weil Sie von meinem Reißbrey gegessen haben.«

Fr. v. Mecheln. »Ich danke Euch, lieber

Paul; so müßt Ihr Euch aber auch von mir etwas schenken lassen.«

Und nun gieng das Ding weiter, und ein Jeder kaufte dem alten Paul ein Geschenk zu seinem Ehrentag, und hieng's ihm über die Schulter. Auch der eine Jude kam zuletzt noch mit einem rothgestreiften Halstuch: »dürf ich, Paul? Ja, ich dürf wohl; wir sind ja auf Deutschem Boden!« Und es ward geklascht.

Paul ließ sich Alles geruhig aufhängen, und stand endlich da wie ein Hochzeit-Bitter-Stecken.

Hr. v. Hochheim. »Nun der Paul einmahl in Pontificalibus ist, müssen wir gleich seine Gesundheit trinken.«

Das geschahe von allen Gästen, und Paul bückte sich demüthig, nahm sein Glas, und brachte wieder aus: »Alle gnädige hochadeliche Herrschaften, »die mir heute die Ehre thun, in meinem Hause zu »essen, und mich eben alle so gnädig beschenkt ha»ben!« Und das tranken wir alle mit; und darauf legte Paul seine Geschenke bey Seite, und schüsselte wieder Kartoffeln auf.

Hr. v. Saalbader. »Mais Monsieur *Asmus*, comme je vous vois grand Mecenas du genre humain, agréez ma félicitation sur la suppression des Ordres religieux, qui se fait presque par tout à present. C'est pourtant un manoeuvre vraiment sage!«

Asmus. »Freylich können überhandnehmende Mißbräuche und Umstände eine Aenderung nothwen-

dig, und zu einer sehr weisen und väterlichen Maaßregel machen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber die Orden und Klöster sind in sich Unsinn und Affenspiel.«

Asmus. »In sich?— Da sind wir nun verschiedener Meynung, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Strahlen. »Wie wollten Sie wohl Orden und Klöster rechtfertigen, Herr Asmus?«

Asmus. Mich dünkt, gnädiger Herr, eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Ruhe und ihr Glück in dieser Welt nicht finden, und es deswegen in einer andern suchen, eine solche Gesellschaft, wenn sie mit Ernst und Wahrheit fährt, ist sehr respectabel; und wenn jemand, der Geld hat und es weggeben kann, einer solchen Gesellschaft eine Gelegenheit macht, wo sie abgesondert und um die nothwendigen Bedürfnisse unbekümmert leben kann; so wüßte ich nicht, was dagegen zu sagen wäre.«

Hr. v. Saalbader. »Wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »Wenn? —— Wenn nun allen Menschen statt des Odems eine Lohe zum Munde aus- und einführe?— So würden die Pulvermühlen vor der Hand müssen stille liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber der Geschmack am Klosterleben ist doch ehemahls ziemlich allgemein gewesen; wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »So brauchte es gar keines Klosters, Herr v. Saalbader; denn die Klöster sollen eben

die Menſchen, die Kloſtergeſinnungen haben, von den übrigen abſondern, die ſie nicht haben.«

Hr. v. Saalbader. »Was ſollen denn aber die dicken Bäuche?«

Asmus. »Die ſollen arbeiten, Herr v. Saalbader. Wir reden hier aber von wahren Kloſterleuten.«

Hr. v. Saalbader. »Auch die könnten bey Manufacturen gebraucht werden.«

Asmus. »Das könnten ſie freylich. Aber unſer Leben hier iſt doch kein bloßes Manufacturweſen, und das Ende der Welt keine Frankfurter Meſſe.«

Hr. v. Saalbader. »Was wollen denn aber die Kloſterleute eigentlich?«

Asmus. »Das werden ſie vermuthlich wiſſen, und ihre Stifter werden es gewußt haben.«

Hr. v. Saalbader. »Die waren ja alle die größten Narren von der Welt.

Asmus. »Alle, meynen Sie, Herr v. Saalbader? Wer wollte ſo hart ſeyn. Es möchten doch einige Orden-Stifter geweſen ſeyn, die keine Narren waren.«

Hr. v. Saalbader. »Ja, was wollten denn die Narren? Was ſuchen ſie?«

Asmus. »Ich habe ihnen ſchon geſagt: Ruhe und Glück für ſich.«

Hr. v. Saalbader. »Die liegen ihnen ja vor der Naſe. Qu'ils jouissent de la vie, qu'ils goûtent les douceurs que la nature nous offre de toutes parts, qu'ils boivent, qu'ils mangent,

qu'ils se livrent aux transports de l'amour et des autres belles passions et cetera; mais Notabene avec de la modération c. a. d. sans se dégoûter et sans nuire à la santé. Voilà le vrai bonheur, il n'y a pas d'autre! Et c'est l'avis des hommes les plus éclairés en France.«

Asmus. »Es giebt in Frankreich sehr verständige Leute, Hr. v. Saalbader; die Ihnen das aber gesagt haben, das sind nicht die rechten gewesen. Uebrigens liegt das Glück, das Sie im Sinne haben, würklich wie Sie sagen vor der Nase, und ist nicht zu vermuthen, daß irgend ein Mensch es übersehen werde, noch übersehen habe.«

Hr. v. Strahlen. »Der alte Mann da wird so blaß aussehend. Alter, wie geht's? Ist Euch kalt?«

Jost. »Ja, gnädiger Herr, ja, kalt! Das Fleisch hab' ich alles herab gelebt, und nun frieren die Knochen mir immer so.«

Hr. v. Saalbader. »Und nun vollends die Nonnenklöster! Quelle bêtise, de maltraiter ainsi les plus belles et les plus aimables créatures! Ah, que je serois prêt à rendre justice à leur beauté!«

Asmus. »Sprechen Sie nicht so, Herr v. Saalbader. Vielleicht sind Sie darum ein Edelmann, weil Ihr Urgroßvater seiner Zeit ein unschuldiges Mädchen großmüthig vom Verderben gerettet und im Guten erhalten hat.«

Hr. v. Saalbader. »Ha ha ha, un Gentilhomme pour avoir sauvé ——! C'est drôle.

Asmus. »Ich glaube, daß Ihnen das in Ernſt luſtig dünkt; aber das iſt eben der Fehler, Herr v. Saalbader, und iſt für Sie nicht gut, glauben Sie mir.

Ihnen behagt das Gefühl der groben ſinnlichen Liebe ſo ſehr. Sie ſollten die beſſere Liebe kennen, und das Gefühl von Großmuth und Edelmuth; das kommt noch ganz anders! Und es hält länger. Wenn Ihnen 'nmal, wie dem alten Joſt, die Knochen erſt immer ſo frieren, ſehen Sie, denn gelten Ihre Bonmots nicht mehr. Aber edel und gut geweſen ſeyn, das gilt denn noch, und wärmt und öhlt die Knochen von innen heraus.

Verführen Sie nie ein Mädchen, Herr v. Saalbader, Sie ſind ein Edelmann; und ſo muß Ihnen ein jedweder Vater 'n Freund ſeyn, und ein jedes Mädchen iſt die Tochter Ihrer Freundin! Wofür wären Sie ſonſt ein Edelmann?«

Hr. v. Saalbader. »Zum Henker, was iſt denn ein Edelmann?«

Asmus. »Es war in einem Lande ein Mann, der ſich durch hohen Sinn, durch Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Großmuth über alle ſeines Gleichen erhob, und um alle ſeine Nachbaren verdient machte; dieſer Cirkel war aber nur klein, und weiter hin kannte man ihn nicht, ſo ſehr man ſein bedurfte. Da kam der Landesherr, der mit der goldnen Krone an ſeiner Stirn, und nannte dieſen Edlen öffentlich

seinen Angehörigen, und stempelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bey dem Niemand je gefährdet sey, dem sich ein jedweder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne — und das ganze Land dankte dem Landesherrn, und ehrte und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und der Sohn eines edlen Mannes auch ein edler Mann seyn wird; so stempelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit, legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an den Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst brauche, daran zu thun und zu zehren habe.«

Hr. v. Saalbader. »Auf die Weise konnte ja ein Bürgerlicher ein edler Mann seyn?«

Asmus. »Haben Sie denn daran je gezweifelt?«

Hr. v. Saalbader. »Ich will sagen, es kann einer edel seyn und doch nicht adlich.«

Asmus. »Nicht allein das, sondern es kann auch einer noch adlich seyn, und nicht mehr edel; denn bis der Landesherr den Stempel wieder tilgt, muß Jedermann, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann für einen edlen Mann ehren, er mag's seyn oder nicht.«

Hr. v. Saalbader. »Immer besser. So wäre also der Adel nur eine Fontange, die wieder abgenommen werden kann!«

Asmus. »Natürlich! Das geschieht ja auch in

der Welt. Warum wird einem Edelmann auf dem Echafaud ſein Wappen zerſchlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann ſtrafen, darum nimmt er zuvor ſein Wort zurück und tilgt ſeinen Stempel wieder.«

Hr. v. Saalbader. »Am Ende hätte denn alſo ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Mann nichts voraus?«

Asmus. »Sehr vieles. Dieſer muß ſich erſt Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privat-Gut; der Edelmann gilt überall, iſt currente Münze unter Autorität des Landesherrn, iſt öffentliches Gut, daran alle Menſchen ein Recht, und zu dem ſie alle Vertrauen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Und Ahnen und Alter der Familie, die wären denn gar nichts?«

Asmus. »Sehr vieles; oder rechnen Sie das wenig, wenn ein Geſchlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und die Freude der Menſchen, und ein Seegen der ganzen Gegend geweſen iſt?«

Hr. v. Saalbader. »Mais — alors il vaudroit mieux, se faire Soldat.«

Asmus. »Grade da können Sie die Beſtätigung von dem ſehen, was ich Ihnen ſage.

Sie wiſſen, alle Officiers haben als Officiers adliche Vorrechte. Nämlich weil, ſonderlich in Kriegszeiten, Menſchenleben und Glück und Unglück der armen Einwohner viel von ihnen abhängt, und oft

ganz in ihrer Hand ist; so ordneten die Fürsten, daß solche Stellen nur einem edlen Manne verliehen werden könnten.«

Hr. v. Saalbader. »Il y a du Héroique dans cette doctrine.

Mais, chère Mama, Vous, qu'en jugez-Vous, et ce Philosophe comment vous plait-il?«

Fr. v. Saalbader. »J'enrage, je frémis d'indignation, et je vous défends de l'honorer derechef de Vos réponses. C'est un Talmudiste incarné, il parle comme un ivre, comme un Perroquet, comme un Harang, comme un —«

Asmus. »Gnädige Frau, ich vermuthe aus Ihren Reden, daß Sie unwillig sind. Es wäre mir ehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn noch Ihren Adel beleidigt, habe Sie auch nicht beleidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über Ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären. Es ist das erstemahl, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben. Besinnen Sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand; und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muth seyn, als Ihnen itzo ist. Und mich dünkt, Sie sollten darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wohl gönnte.«

Hr. v. Holborn. »Appaisez-Vous, Madame,

il ne mérite pas Votre courroux, et ce qu'il dit est très raisonnable.«

Louiſe. »En vérité, très raisonnable.«

Hr. v. Strahlen ꝛc.

Fr. v. Mecheln ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Unke. Zu mir. »Seine Geſundheit! die Frau von Saalbader trinkt ſie doch wohl nicht.«

Asmus. »Und wenn ſie Niemand trinkt, Unke! ſo trink' ich ſie ſelbſt. Es gibt hier aber noch wohl andere Geſundheiten zu trinken. Seht, der Paul hat da was im Sinne.«

Paul. Zu Lieſe Weſten. »Ihr rückt ſo, Lieſe; Euch wird das Sitzen ſauer, nicht wahr?— Nun, helf' Euch Gott, wenn Eure Stunde kommt!«

Körner. »Wie geſagt: allen Schwangern und Säugern fröliche Frucht und Gedeyen! Aber meine Frau mit eingeſchloſſen.«

Albrecht Kühnert. »Wie geſagt!«

Hans Weſten. »Lieſe, helf dir Gott, liebe Lieſe!— Aber ſteh' auf, wenn du nicht länger ſitzen kannſt.«

Asmus. »Die armen Weiber. Kommt, Unke, Ihr ſtoßt doch auch mit an? aber recht herzhaft.«

Unke. »Mir hält kein Glas bey ſolchen Geſundheiten.«

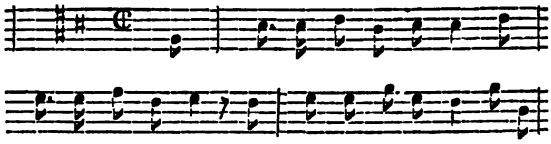
Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, ſollen wir nicht unſer Bauernlied haben?«

Unke. »Gleich, gnädiger Herr.«

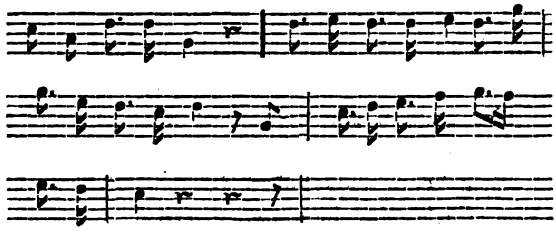
Zu Westen. »Westen, sing vor.«

Sie sangen darauf das Bauernlied, wie folget. Ich weiß nicht, was das Lied für Effect thut, wenn's gelesen wird; aber was es that, als es hier die Bauern sangen, das weiß ich wohl. Und deswegen rathe ich einem Jeden, es von solchen Bauern singen zu lassen. Die Musik, sagten sie, sey aus Italien. Ich habe sie da her gesetzt, so gut ich sie behalten habe; 'n jeder mag sie verbessern, oder sich eine andere machen.

Das Bauernlied.



Tutti.



Der Vorſänger, Hans Weſten.

Im Anfang war's auf Erden
Nur finſter, wüſt und leer;
Und ſollt' was ſeyn und werden,
Mußt' es wo anders her.

Coro. Alle Bauern.

Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom ſchönen blauen Himmel herab!

Vorſänger.

So iſt es hergegangen
Im Anfang, als Gott ſprach;
Und wie ſichs angefangen,
So geht's noch dieſen Tag.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom ſchönen blauen Himmel herab!

Vorſänger.

Wir pflügen, und wir ſtreuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeyen
Steht nicht in unſrer Hand.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom ſchönen blauen Himmel herab!

Vorſänger.

Der thut mit leiſem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeyen drauf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Der ſendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenſchein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künſtlich ein.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Und bringt ihn denn behende
In unſer Feld und Brodt;
Es geht durch ſeine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Was nah' iſt und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Von Ihm ſind Büſch' und Blätter,
Und Korn und Obſt von Ihm,
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungeſtüm.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er ſtellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Er ſchenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns friſch und roth,
Er giebt den Kühen Weide,
Und unſern Kindern Brodt.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Auch Frommſeyn und Vertrauen,
Und ſtiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn ſchauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Er gehet ungeſehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bey Nacht.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger. Coro fällt ein.

Darum, ſo woll'n wir loben,
Und loben immerdar

Den großen Geber oben.
Er iſt's! und er iſt's gar!

Coro, Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Unke. »Gnädiger Herr, wir haben noch etwas hinten dran gemacht, auf heute; dürfen wir das auch ſingen?«

Hr. v. Hochheim. »Warum nicht, Unke?«

Vorſänger Weſten.

Und Er hat große Dinge
Am Nachbar Paul gethan;
Denn ärmlich und geringe
Trat Paul ſein Erbe an.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorſänger.

Er hat bewahrt vor Schaden,
Hat reichlich ihn bedacht,
Hat heute ihm aus Gnaden
Ein Jubiley gemacht.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom ſchönen blauen Himmel herab!

Vorſänger.

Und ſolche Gnad' und Treue
Thut er den Menſchen gern.
Er ſegne Paul auf's Neue,
Und unſern lieben Herrn!

Unke. »Das noch einmahl, Weſten.«

Vorſänger Weſten.

Und ſolche Gnad' und Treue
Thut er den Menſchen gern.
Er ſegne Paul auf's Neue,
Und unſern lieben Herrn!

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom ſchönen blauen Himmel herab!

Der alte Paul ſaß ſehr bewegt, und ſahe einen Nachbar nach dem andern an.

»Nachbarn! ich danke Euch! Gott laſſe einen

jeden von Euch den Tag auch erleben, und gebe ihm denn auch solche Nachbaren, als er mir gegeben hat. — — — —

Aber laßt uns nun unsre beste Gesundheit trinken. Steht auf, Kinder, und ruft den Knechten, daß sie die Sicheln streichen.«

Herr v. Hochheim merkte, worauf es gemünzt war, und sahe Paul an und schüttelte mit dem Kopf. Der aber hörte nicht drauf.

Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Laßt's gut seyn, Leute, wenigstens bleibt sitzen.«

Paul. »Nein, gnädiger Herr! Sie sind es werth.«

Steht alle auf Kinder, und nehmt die Hüte ab. Wir wissen wohl, gnädiger Herr, daß Sie unsern Dank nicht verlangen; so sehen Sie weg. Wir wollen ihn hier vor Gott bringen, und der wird nicht wegsehen.«

Unke. »Aufgestanden, wer sich rühren kann! Unsers gnädigen Herrn seine Gesundheit soll getrunken werden.

Westen. »Es wird auch wohl schwerlich einer wollen sitzen bleiben, Unke.«

Unke. »Seht! Jost ist eingeschlafen! Laßt ihn. Gott giebt's seinen Freunden schlafend; er wird den alten Jost auch schlafend hören. Laßt ihn, und gebt mir sein Glas in die linke Hand.«

Die Bauern standen nun alle mit entblößtem Haupt. Auch am andern Tisch, als wenn die Empfindung epidemisch würde und Recht 'nmal Recht

bleiben wollte, ſtand einer nach dem andern auf, auch der Herr von Saalbader und ſeine Mutter. Und die Knechte ſtrichen die Sicheln.

Paul. Mit dem Glaſe in der Hand. »Nun denn in Gottes Namen. Unſers lieben, guten, frommen gnädigen Herrn von Hochheim ſeine Geſundheit! — daß Gott Ihm lohne! — und daß Gott Ihn ſegne — wie er uns ſegnet! — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Gesundheit!

— —

Gesundheit!

— —

Gesundheit!

— —

Unser lieber Herr!

Unser gnädiger Herr!

Ich wollte für ihn durchs Wasser laufen.

— —

Unser von Hochheim!

und alles was sein ist, hier zeitlich und dort ewiglich.

— —

Gesundheit!

und die ewige Seligkeit!

— —

— —

Der gnädige Herr soll leben!

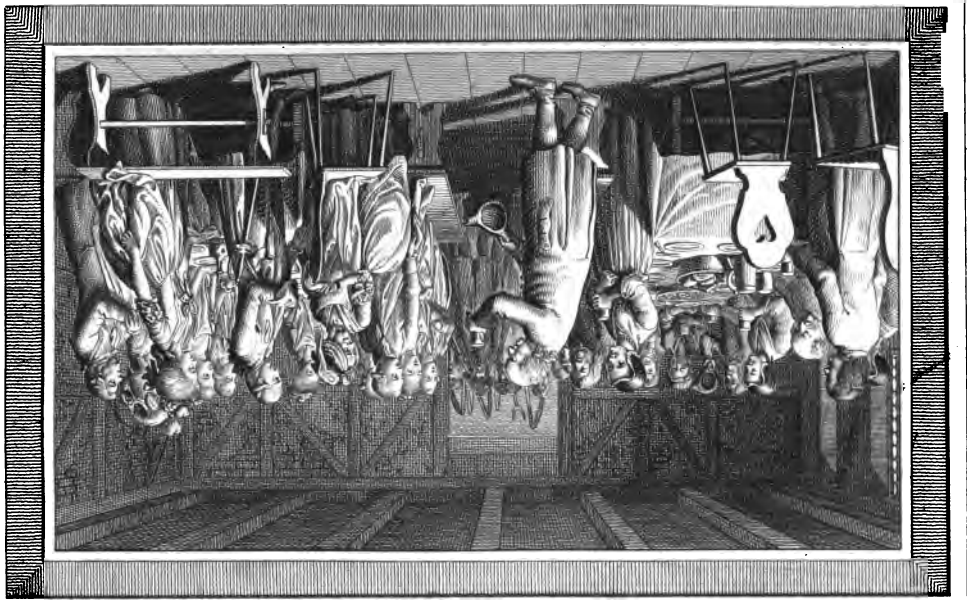
und wer rechtschaffen ist und Gott fürchtet!

Freude und Segen über von Hochheim!

und über jeden wahren Edelmann!

ꝛc.

ꝛc.



Vorrede des Ueberſetzers. 1782.

Das Buch: Des Erreurs et de la Vérité iſt ein ſonderich Buch, und die Gelehrten wiſſen nicht recht, was ſie davon halten ſollen; denn man verſteht es nicht, und man oll doch eigentlich verſtehen, was man richten will.

Hin und wieder thut wohl der Verfaſſer ſeinen Mund uf und ſpricht, wie in der Erklärung von dem Urſprung es Böſen, von der Freiheit des Menſchen und an verſchiedien andern Orten; und da befriedigt er mehr, als was isher über die Dinge im Umlauf war. Meiſtens aber geht r wie ein Geiſt, mit geſchloſſenem Munde und aufgehoenem Zeigefinger, auf etwas hinweiſend da wir nicht von iſſen; und ſeine Winke und Aeußerungen ſind allerdings roß und erfreulich wie die Gipfel der väterlichen Berge, ber zu gleicher Zeit ſo excentriſch und wunderbar, daß nſre Vernunft ihren Cirkel nirgend anlegen, und ſie nicht uſammenhängen und reimen kann.

Dies nun hat, an und für ſich, nichts zu ſagen. Denn enn unſre Vernunft nur in der Wüſten der materiellen atur einigen Beſcheid weiß und geben kann; ſo geht eientlich da, wo ſie die Zähne blöckt und die Hände übern opf zuſammen ſchlägt, das gelobte Land allererſt an, und enn auf dem Acker landesüblicher Gelehrſamkeit die Weisheit nicht wächſet, wie das wohl ſchwerlich der Ackersleute iner im Ernſt denken wird; ſo müſſen natürlich Winke und eußerungen von ihr wunderbar dünken. Indeß bleibt imer doch vorher die Frage über die Authenticität ſolcher inke und Aeußerungen, und man muß freylich nicht gleich ür Feuer vom Himmel nehmen, was auch vielleicht nur rrlicht oder Johannes-Würmchen-Feuer ſeyn kann.

Viele Leſer wollen dieſem Verfaſſer gar kein Feuer zugehen, ſondern nur Rauch, und ſie vergleichen ſein Buch inem Gemählde, wo der Himmel um und um mit Wolken edeckt iſt. Sie haben dazu ohne Zweifel ihre Urſachen;

übrigens ist die Vergleichung mit dem Wolken-Gemählde gar nicht so übel, und giebt es einige Gemählde dieser Art, wo aus den Wolken eine Hand vorkommt, die etwas geben will.

Die Sinnesart eines Schriftstellers, was ihn treibt, was er will: ist über ihn der sicherste und beste Meilenzeiger, den auch gewöhnlich ein jeder, freilich sehr oft nicht zu seinem Vortheil und wider sein Wissen und Willen, für kundige Leser seiner Karte beyfügt.

Ich verstehe das Buch auch nicht; aber, außer dem Eindruck von Superiorität und Sicherheit, finde ich darin einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und ein Wohlseyn in sich. Und das geht einem zu Herzen; wir wollen doch alle gerne wohl seyn, suchen doch alle Ruhe und finden sie nicht! Auch giebt es keine Reinheit, keine Ruhe und kein Wohlseyn außer dem Guten.

Mit uns Gelehrten sieht es in diesem Stück sehr zweydeutig aus. Die Gelehrsamkeit mag ehedem ein Ding gewesen seyn, das den Menschen in sich zu Recht setzte, das ihn wandelte und züchtigte, zu suchen und zu haben eine eigne innerliche Herzlichkeit, und zu verschmähen, würklich und von Herzen, die Herrlichkeit des Bassa von drey Roßschweifen; nach dem dermahligen Lauf der Dinge ist sie ein nützliches Hausgeräth, ein honnetter Filz-Hut auf dem Gelehrten, ihn wider Frost und Kälte zu decken, viel oft auch ein Parade-Hut, und zuweilen gar ein Chapeaubas-Hut, mit dem er vor dem Bassa wedelt und sich beliebt macht. Unsre Bücherschreiberey ist eitles Selbstbedürfniß, aus den oder jenen Gründen; eine Kunst, auf der Maul-Trommel zu spielen, und das Publikum tanzt! und inwendig sehen Schriftsteller und Leser, Gelehrte und Ungelehrte sich einander ziemlich gleich; denn ob einer auf einen Schnurrbart oder auf eine Metaphysik und Henriade eingebildet und ein Narr ist; ob einer über einen größern Kürbis, oder

über die Erfindung der Differential- und Integral-Rechnung
)affet und neidet; kurz, ob man ſich von ſeinen fünf Joch-
)chſen oder von ſeiner Polyhiſtorey am Seil halten und hin-
)ern läßt, das ſcheint im Grunde einerley zu ſeyn, und nicht
)weyerley.

Sonder allen Zweyfel wird einer oder der andere Ge-
ehrte bedacht ſeyn, den Verfaſſer zu widerlegen. Einmahl
)ber hat ſchon das Widerlegen an ſich ſeine Schwierigkeiten
)ey einem Buche, das man nicht ganz verſteht; denn wenn
nan hie und da einige Sätze heraushebt, und ſie nach ſeinem
)ignen Münzfuß deutet und wie die Worte lauten, ſo kann
)ar leicht ein Fehl mit einfließen, und dem Verfaſſer ein
)nrechter Sinn angedichtet werden, zumahl er ſelbſt ausdrück-
)ich erklärt, daß er oft eins ſage und ein ganz anderes
neyne, und überhaupt viel im Sinne behalte; und denn ſo
ſt des Verfaſſers ſeine Hauptlehre: der Menſch mache, ſich
elbſt gelaſſen und ohne die Leitung der allgemeinen zeitli-
)hen thätigen und verſtändigen Urſache, wie ers nennt, eitel
Irrthum und Thorheit, wiſſe und vermöge gar nichts ohne ſie,
o wie mit ihr Alles. Dadurch verliehren denn offenbar auch
)ie allergründlichſten Widerlegungen der Gelehrten allen ih-
)en Stachel, und der beſte und zugleich der einzige Weg,
twas auszurichten, wäre wohl der: daß man Fleiß
)nwendete, dieſe Urſache, wenn ſie da iſt, zu erkennen
)nd von ihr geleitet zu werden. Denn alsdann würde man
)u fait ſeyn, wäre dem Verfaſſer gewachſen, und könnte
)ber ſein Buch richten und entſcheiden, nemlich ob es ſey
)in taubes Wetterleuchten, oder ein milder Stern aus beſ-
)ern Welten.

Doch, wie könnte der Verfaſſer Recht haben, wie könn-
)en die mancherley Aeußerungen über die Wahrheit in Facto
)egründet ſeyn? wir wiſſen ja von dem allen, was er äu-
)ert und zu verſtehen gibt, ſo gar nichts; ſehen auch den Zu-
)ammenhang nicht ein.

Man mag noch beſſre Gründe dagegen haben, der al-

lein thut's nicht. Denn, Lieber! ſiehe an die Sonne, wie ſie ſo herrlich und ſo hell ſcheint! und kannſt du eine Fauſt voll Strahlen mit den Wurzeln herausreißen, und ſehen, wie ſie hervorwachſen? Kannſt du den Mond mit der Hand faſſen, und ſeinen Saft in deinen Becher drücken? Und ſiehe! er leuchtet in aller Welt, und feuchtet die Erde und das Meer, und die Fluth kommt die Elbe heraufgebrauſt, ob wir ihn ſehen oder nicht. Iſt uns aber in der materiellen Natur noch vieles verborgen, für die wir den Gebrauch von drey Sinnen haben; wie mögen wir über die immaterielle richten, für die wir nicht den Gebrauch von Einem haben, den der Verfaſſer die ſinnliche Fähigkeit oder den Sinn des Geiſtes nennt?

Von den menſchlichen Wiſſenſchaften denkt und ſpricht er gar ſehr kleinlich. Viel Gönner und Freunde wird er ſich nun dadurch nicht machen; bekanntlich iſt das aber auch eben kein erhabenes Project, und es gibt wohl noch etwas Klügeres zu thun. Der Schmeichler buhlt um Beyfall, macht die Menſchen groß in ihrem Sinn, und ſie werden klein; der beſſere Mann macht ſie klein, auf daß ſie groß werden. Iſt alſo ſchon hier in dem Gange des Verfaſſers ein Edles, und wer kann ſagen, ob er nicht Recht hat? Was er von Iſolirung der einzelnen Zweige unſerer Wiſſenſchaften, und von Vereinerleyung der verſchiedenen Claſſen der Dinge an Hand gibt, leuchtet augenſcheinlich als wahr ein. Sein Grundſatz: daß das Reſultat aus und durch das Principium, und nicht das Principium durch und aus dem Reſultat erklärt und erkannt werden müſſe, und daß die menſchlichen Wiſſenſchaften grade darum, weil ſie umgekehrt verfahren, ſo krüpplicht und leblos ſind, dürfte mehr Widerſpruch finden. Da indeß das Principium doch das erſte, und das Reſultat allererſt das zweyte iſt: ſo ſcheint, beym Reſultat anfangen, würklich beym unrechten Ende angefangen zu ſeyn; und übrigens verräth die ſo beliebte mathematiſche Lehrart, daß die Gelehrten ſelbſt den Grundſatz des Ver-

faſſers glauben und annehmen, nach ihrer Art. Am Ende können wir Gelehrte wohl über den Werth unſerer verſchiedenen Wiſſenſchaften unter einander, und über ihren mancherley zeitlichen Nutzen urtheilen; aber über ihren eigentlichen Werth können wir nicht urtheilen, denn wir kennen ja nichts weiter, als ſie, und der urtheilt und hält allemahl zu hoch von ſeinem Landſee, wer noch nie das offene Meer geſehen hat.

Doch dies Buch ſey, was es wolle; es läßt die Welt-Angelegenheiten und zeitlich Ding unangerührt, und predigt Verleugnung eignen Willens, und Glauben an die Wahrheit, predigt die Nichtigkeit dieſer Welt, die Blöde und Brechlichkeit der ſinnlichen und körperlichen Natur im Menſchen, und die Hoheit ſeiner verſtändigen Natur oder ſeines Geiſtes, und leitet und treibt auf allen Blättern von dem Sichtbaren zu dem Unſichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen! Und das iſt doch nichts Böſes, und wer möchte das nicht gerne befördert haben?

Und ſo habe ich dies Buch überſetzt, und wer es dazu braucht, der thut ſicherlich wohl; und wer es zu eitler und thörichter Abſicht braucht, der thut nicht wohl, und mag ſich beſinnen und klug werden.

Wir Menſchen gehen doch wie im Dunkeln, ſind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen; und die Verſuche der Gelehrten, es zu thun, ſind nur brodloſe Künſte. Auch iſt das Gefühl eigner Hülfloſigkeit zu allen Zeiten das Wahrzeichen würklich großer Menſchen geweſen, iſt überdem ein feines Gefühl, und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordweſtpaſſage zu entdecken.

Der Menſch hat einen Geiſt in ſich, den dieſe Welt nicht befriedigt, der die Treber der Materie, die Dorn und Diſteln am Wege mit Gram und Unwillen widerkäut, und ſich ſehnet nach ſeiner Heymath. Auch hat er hier kein Bleiben, und muß bald davon. So läßt es ſich an

den fünf Fingern abzählen, was ihm geholfen seyn könne mit einer Weisheit, die bloß in der sichtbaren und materiellen Natur zu Hause ist. Sie kann ihm hier auf mancherley Weise lieb und werth seyn, nachdem sie mehr oder weniger Stückwerk ist; aber sie kann ihm nicht gnügen. Wie könnte sie das, da es die körperliche Natur selbst nicht kann und sie ihn auf halbem Wege verläßt, und wenn er weggetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt, wie sein Globus und seine Electrisir-Maschine?

Was ihm gnügen soll, muß in ihm, seiner Natur, und unsterblich wie er seyn; muß ihn, weil er hienieden einhergeht, über das Wesen und den Gang dieser körperlichen Natur und über ihre Gebrechen und Striemen weisen und trösten, und ihn in dem Lande der Verlegenheit und der Unterwerfung in Wahrheit unverlegen und herrlich machen; und wenn er von dannen zieht, mit ihm ziehen durch Tod und Verwesung, und ihn wie ein Freund zur Heymath begleiten.

Solch' eine Weisheit wird freylich in keinem Buche gefunden, wird nicht um Geld gekauft, noch mit Halbherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon. Zeuch deine Schuhe aus, denn da du auf stehest, ist ein heilig Land! Aber sie ist, das wissen wir; und wer sich des Odems in seiner Nasen bewußt ist, nimmt das zu Herzen, und wenn er sie in der sichtbaren und materiellen Natur und in seinem eignen Dünkel nicht findet, läßt er sich guten Rath warnen, und sucht sie auf einem andern Wege.

Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſeyn!

* * *

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns im Himmel kommen,
Du unſer Herr und unſer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen!
Und unſern kranken Nachbar auch!

Das Gebet,

das, nach dem Lactanz, ein Engel in der Nacht den Licinius lehrte und es ihn und sein ganzes Heer beten hieß, als er gegen den Maximinus die entscheidende Schlacht pro *aris* et focis halten sollte.

„Summe Deus, te rogamus: sancte Deus, te „rogamus: omnem justitiam tibi commendamus: „salutem nostram tibi commendamus: impe- „rium nostram tibi commendamus. Per te vi- „uimus, per te victores et felices existimus. „Summe, sancte Deus, preces nostras exaudi: „brachia nostra ad te tendimus. Exaudi sancte, „summe Deus.“

Ist sehr schön, denke ich; und könnt's wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wird's, denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch sonst kein Latein verstünde.

Ein Lied nach dem Frieden.

Anno 1779.

Die Kaiserin und Friederich,
Nach manchem Kampf und Siege,
Entzweiten endlich aber sich,
Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten ſtolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und »Heldenruhm und Ehre.« —

Da fühlten beyde groß und gut
Die Menſchenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch koſten würde;

Und dachten, wie doch Alles gar
Vergänglich ſey hienieden,
Und ſahen an ihr graues Haar . .
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur faſt wenig;
Doch rühm' ich drob die Kaiſerin,
Und rühm' den alten König!

Denn das iſt recht und wohlgethan,
Iſt gut und fürſtlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ah, »Heldenruhm und Ehr'« iſt Wahn!
Schrei' ſich der Schmeichler heiſer;
Die Güte ziemt den großen Mann;
Nicht eitle Lorbeerreiſer.

Gut ſeyn, gut ſeyn, großmüthig ſeyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater Aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet ſelig, machet reich,
Wie die Apoſtel ſchreiben,
ihr guten Fürſten, und wird Euch
nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
die Hüll' und Fülle geben,
ein fröhlich Herz bey Tag und Nacht,
und Fried' und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
wir frey nicht kommen mögen,
auch ſchlecht und recht, ohn' eine Kron',
ein in den Sarg zu legen;

So wird der Tod Euch freundlich ſeyn,
auch ſanft und bald hinrücken;
und es wird Euer Leichenſtein
im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
die Großen mit den Kleinen,
an Euch an Eures Grabes Thür
von ganzem Herzen weinen. —

Nun! ſegne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott ſegne jeden Ehrenmann,
Und ſtraf' die Schmeichler! Amen!

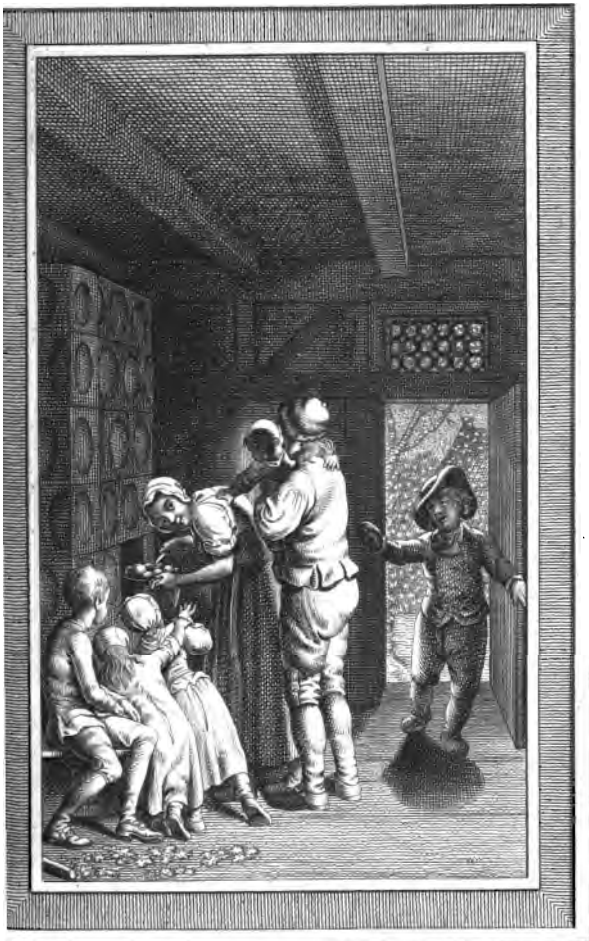
An die Frau B . . . r.

Daß du ſo gut geſtorben biſt,
Und all' dein Leid und alle deine Plagen
Bis in den Tod, wie's Gottes Wille iſt,
Mit ſtillem Muth und mit Geduld getragen;
Daß du — O zürne nicht im Himmel, wo du bi
Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es bloß an deinem Grabe ſagen,
Weil es die reine Wahrheit iſt.

Neue Erfindung.

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, u
ſoll dir hier ſo warm mitgetheilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haus
haltung kein Feſttag ungefeyert gelaſſen wird, und
daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute
Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen
an ſich bringen kann. So haben wir beyde, außer



en reſpectiven Geburts- und Namens-Tagen, ſchon erſchiedene andere Feſttage an unſern Höfen einge- ührt, als das Knoſpenfeſt, den Widderſchein, en Maymorgen, den Grünzüngel, wenn die rſten jungen Erbſen und Bohnen gepflückt und zu Tiſch gebracht werden ſollen, und ſo weiter.

Nun iſt wohl wahr, daß der Sommer und ſon- erlich das Frühjahr viel ſchön ſind. Gleich wenn er Winter-Schnee aufthauet und man den bloßen eib der Erde zum erſtenmahl wieder ſieht, fängt ſich ieſe Viel-Schönheit an, und geht denn immer mit röſſern Schritten fort, bis Blumen und Blätter ufgeblühet ſind und der Menſch vor dem vollen rühling ſteht, wie Gleims Kind vor einem ſchönen Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott nd ſeine Güte ſonderlich; denn, wie Freund Fritz gt, was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem erzen kommen. Und alſo ſind die Frühlings- und ommer-Feſttage gar ſehr am rechten Ort, ich habe chts dawider. Es iſt mir aber doch immer ſchon rgekommen, daß im Herbſt und Winter auch was machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie cht ins Klare bringen können.

Geſtern aber, wie das mit den Erfindungen iſt: an findet ſie nicht, ſondern ſie finden uns, geſtern s ich im Garten gehe, und an nichts weniger denke, ießen mir mit einmahl zwey neue Feſttage auf's erz, der Herbſtling und der Eiszäpfel, beyde r erfreulich und nützlich zu feyern.

Der Herbſtling iſt nur kurz, und wird mit

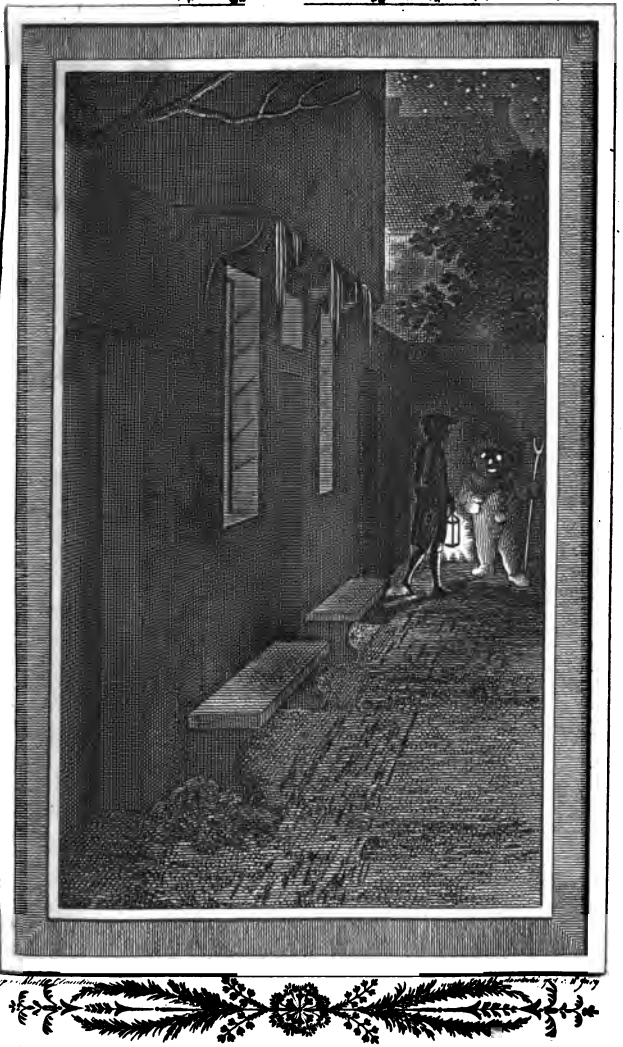
Bratäpfeln gefeyert. Nämlich: wenn im Herbſt der erſte Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man ſo viel Aepfel als Kinder und Perſonen im Hauſe ſind und noch einige darüber, damit wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an ſeiner quota gekürzt werde, thut ſie in den Ofen, wartet bis ſie gebraten ſind, und ißt ſie denn.

So ſimpel das Ding anzuſehen iſt, ſo gut nimmt ſich's aus wenn's recht gemacht wird. Daß dabey allerley vernünftige Diſcurſe geführt, auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muß ꝛc. verſteht ſich von ſelbſt.

Und ſo viel vom Herbſtling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders tractirt ſeyn, und hat ſeine ganz beſondre Mücken. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dach ſieht, könne er nur gleich anfangen zu feyern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schnee-Mann nicht gefeyert werden, und dazu muß erſt Schnee ſeyn und Thauwetter kommen, daß der Schnee-Mann gemacht werden kann, und wenn er gemacht iſt und vor dem Fenſter ſteht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer u. ſ. w. Das ſind die Präliminär-Artikel und die conditio sine qua non.

Was ſagſt du nun? Gelt, das iſt 'n intricates Feſt! Es geht auch mancher Winter darüber hin,



Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten ſtolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und »Heldenruhm und Ehre.« —

Da fühlten beyde groß und gut
Die Menſchenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch koſten würde;

Und dachten, wie doch Alles gar
Vergänglich ſey hienieden,
Und ſahen an ihr graues Haar . .
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur faſt wenig;
Doch rühm' ich drob die Kaiſerin,
Und rühm' den alten König!

Denn das iſt recht und wohlgethan,
Iſt gut und fürſtlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ah, »Heldenruhm und Ehr'« iſt Wahn!
Schrei' ſich der Schmeichler heiſer;
Die Güte ziemt den großen Mann;
Nicht eitle Lorbeerreiſer.

Gut seyn, gut seyn, großmüthig seyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater Aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten, und wird Euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bey Tag und Nacht,
Und Fried' und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
Wir frey nicht kommen mögen,
Auch schlecht und recht, ohn' eine Kron',
Ein in den Sarg zu legen;

So wird der Tod Euch freundlich seyn,
Auch sanft und bald hinrücken;
Und es wird Euer Leichenstein
Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
An Euch an Eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! segne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott segne jeden Ehrenmann,
Und straf' die Schmeichler! Amen!

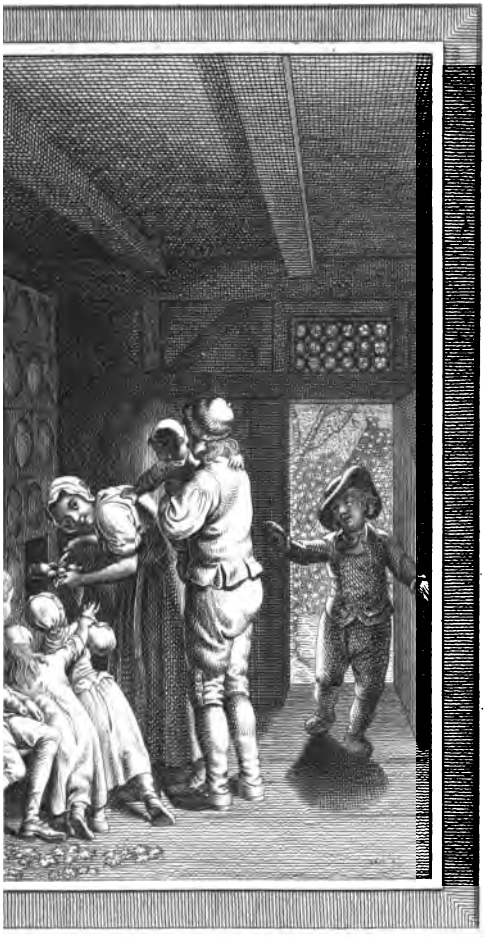
An die Frau B . . . r.

Daß du so gut gestorben bist,
Und all' dein Leid und alle deine Plagen
Bis in den Tod, wie's Gottes Wille ist,
Mit stillem Muth und mit Geduld getragen;
Daß du — O zürne nicht im Himmel, wo du bist —
Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es bloß an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist.

Neue Erfindung.

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll dir hier so warm mitgetheilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeyert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beyde, außer



den reſpectiven Geburts- und Namens-Tagen, ſchon verſchiedene andere Feſttage an unſern Höfen eingeführt, als das Knoſpenfeſt, den Widderſchein, den Maymorgen, den Grünzüngel, wenn die erſten jungen Erbſen und Bohnen gepflückt und zu Tiſch gebracht werden ſollen, und ſo weiter.

Nun iſt wohl wahr, daß der Sommer und ſonderlich das Frühjahr viel ſchön ſind. Gleich wenn der Winter-Schnee aufthauet und man den bloßen Leib der Erde zum erſtenmahl wieder ſieht, fängt ſich dieſe Viel-Schönheit an, und geht denn immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet ſind und der Menſch vor dem vollen Frühling ſteht, wie Gleims Kind vor einem ſchönen Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und ſeine Güte ſonderlich; denn, wie Freund Fritz ſagt, was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen. Und alſo ſind die Frühlings- und Sommer-Feſttage gar ſehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es iſt mir aber doch immer ſchon vorgekommen, daß im Herbſt und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins Klare bringen können.

Geſtern aber, wie das mit den Erfindungen iſt: man findet ſie nicht, ſondern ſie finden uns, geſtern als ich im Garten gehe, und an nichts weniger denke, ſchießen mir mit einmahl zwey neue Feſttage auf's Herz, der Herbſtling und der Eiszäpfel, beyde gar erfreulich und nützlich zu feyern.

Der Herbſtling iſt nur kurz, und wird mit

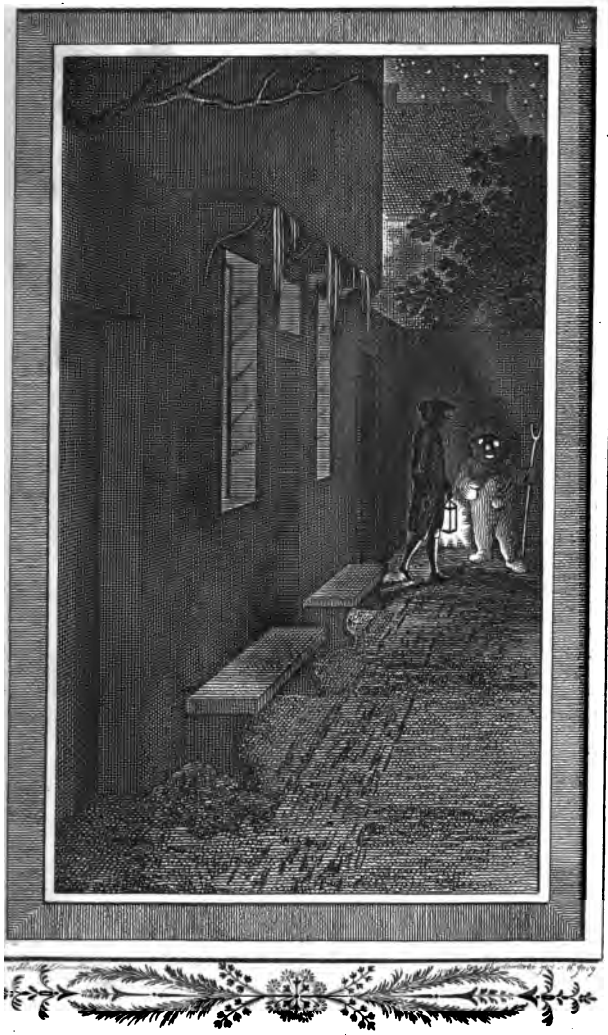
Bratäpfeln gefeyert. Nämlich: wenn im Herbſt der erſte Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man ſo viel Aepfel als der und Perſonen im Hauſe ſind und noch darüber, damit wenn etwa ein Dritter dazu kommt keiner an ſeiner quota gekürzt werde, thut ſie den Ofen, wartet bis ſie gebraten ſind, und ißt denn.

So ſimpel das Ding anzuſehen iſt, ſo gut ſich's aus wenn's recht gemacht wird. Daß allerley vernünftige Diſcurſe geführt, auch oft ſ. Ofen hineingekuckt werden muß ꝛc. verſteht ſich ſelbſt.

Und ſo viel vom Herbſtling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders tractirt ſeyn, und hat ſeine ganz beſondre Mode. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dach ſieht, könne er nur gleich anfangen zu feyern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schnee-Mann nicht gefeyert werden, und dazu muß erſt Schnee- und Thauwetter kommen, daß der Schnee-M. gemacht werden kann, und wenn er gemacht und vor dem Fenſter ſteht, muß es wieder fr. daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben E. lang, nicht länger und nicht kürzer u. ſ. w. D. ſind die Präliminär-Artikel und die conditio sine qua non.

Was ſagſt du nun? Gelt, das iſt 'n intricates Feſt! Es geht auch mancher Winter darüber hin,



)ne daß eins zu Stande kommen kann. Wenn nun)er obige Umſtände alle eingetreten ſind und ſonſt in merkliches Hinderniß im Wege iſt, ſo kannſt du nn zwiſchen drey und vier Uhr Nachmittags das :ſt angehen laſſen, das NB. von Anfang bis zu nde mit trocknem Munde gefeyert wird. Nach vier, enn's dunkel worden iſt, wird eine Laterne in den)hlen Kopf des Schnee-Mannes gethan, daß das :ht durch die Augen und den Mund herausſcheint— id denn geht Groß und Klein auf und ab im Zim-er und ſieht aus dem Fenſter unter den Eiszapfen n nach dem Schnee-Mann, und denkt dabey an nen andern Schnee-Mann, ein jeder nach dem m der Schnabel gewachſen iſt, und das iſt der)chſte Moment der Feyer.

Lebe wohl, lieber Andres, und feyre fleißig le Feſttage und heilige Abende, bis der rechte hei-ge Abend anbricht.

Den 3. Oktober, 1782.

Dein ꝛc.

Ernſt und Kurzweil,

zur muntern Unterhaltung.

Ich habe Euch in meiner Antwort unter'm 22. ultimi von den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften allerunterthänigſten Bericht gethan, wie Ihr Euch nach gerade benehmen werdet, und, wenn Ihr's etwa vergeſſen habt, an beſagtem Ort nachſehen könnet: will aber gerne ferner dienen, und, wenn's wie Ihr ſagt die Nothdurft erfordert, weitern Bericht thun.

Der Inhalt oder der Sinn meines Vorigen lief darauf hinaus: daß z. E. eine Glucke, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, wenn der Habicht daher geſchnellt kommt, ohne alle Anweiſung und ohne die Abſicht ſich hören zu laſſen, allemahl unfehlbar den rechten Schrey thue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige äſthetiſche Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß in ſolchem Fall eine Henne aus C moll ſchreye; wenn ſie ihre Küchlein unter ſich ſammlen will, aus A dur; und wenn ſie 'n Ey gelegt hat, aus D dur u. ſ. w.

Dieſen ſchlauen Bemerkungen zu Folge operirten ſie nun weiter, und ſetzten gewiſſe Ton-Arten und Modulationes feſt, wie es lauten müſſe, wenn's ſo lauten ſollte und die andern Hühner glauben ſollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter ſich ſammlen, oder es ſey 'n Ey gelegt

worden u. ſ. w., und das nannten ſie die »ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.«

Die Sache fand Beyfall, und der ganze Hühnerhof ſtudirte die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und lernte die Modulations.

Da ereignete ſich nun aber ein gewiſſer Caſus vielfältig, den Niemand vorhergeſehen hatte. Es ereignete ſich nämlich der Caſus vielfältig, daß eine Henne aus C moll intonirte ohne den Habicht zu ſehen. Und die Capaunen und Pularden ſchrien und canterten den ganzen Tag aus A dur und aus D dur. Und das gab viel Verwirrung, und ein närriſch Gequick und Weſen.

Du haſt Recht, Vetter, es wird in dieſen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß ſich ein ehrlicher Kerl faſt ſchämen muß gerührt zu ſeyn; indeß wirſt du doch

Spaß verſtehen, und den Reſpect für deinen Landesherrn nicht verliehren, weil es auch Pic- und Treff-Könige giebt.

Wahre Empfindungen ſind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre ſind nichts gegen ſie; und darum kann's einem Leid thun, wenn die Leute ſich und Andern was weiß machen, dem Spinnengewebe der Empfindeley nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuſchnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir alſo über dieſe äſthetiſche Saalhaberey, und überhaupt über Ernſt der Empfindung und ſeine Gebehrde, einigen näheren Bericht und Weiſung geben, wenigſtens zur Beförderung der äſthetiſchen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel beſſer kennen mögeſt; denn ſo hoch auch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften getrieben ſind, ſo haben doch Ernſt und Kurzweil jedwedes ſeine eigne Federn.

Meine Weiſung iſt kurz die, daß Ernſt Ernſt ſey und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil ſey, und nicht Ernſt. Die Sache wird ſich aber beſſer in Exempeln abthun laſſen; und zwar will ich die Exempel an dir ſtatuiren, da du doch ohne dein Verſchulden bey Vielen in dem Verdacht der Poeterey ſteheſt, und ſie dich für einen erzempfindſamen Balg halten ſollen.

Zum Exempel alſo, du führeſt mit Extrapoſt durch 'n Dorf oder Flecken, und der Poſtillion fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unſern Reiſen den Fall gehabt haben. Nun, ſo

ſitz' nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulſions, und reiß' dir auch die Haare nicht aus; ſondern ſteige flugs, aber vorſichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und ſiehe, ob das Bein würklich ab iſt. Und wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo ſuche den Feldſcheer im Ort auf, zahl' ihm, wenn du willſt und kannſt, die Taxe für 'n Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein ſäuberlich mache; und komme denn ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blaſe ihm eins auf ſeinem Horn vor, bis der Feldſcheer nachkomme.

Eine andre Auflösung.

Scene: Ein Hügel in Schlaraffenland.

Du ſtehſt da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und du willſt das nicht haben.

In ſolchen Umſtänden könnteſt du nun freylich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen, und gegen die gebratene Taube aufmarſchirten. Du kannſt aber viel kürzer dazu kommen. Mach's Maul zu; ſo kann ſie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache ſo auszudrücken:

Quod fieri potest per pauca,
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel.

Scene: der 65ſte Grad nördlicher Breite.

Die See iſt ſehr ſtürmiſch, wie du ſiehſt, und das Schiff linker Hand leidet große Noth und will ſinken. Du biſt mit auf dem andern Schiffe und ſiehſt die armen Nachbaren die Hände ausſtrecken und um Hülfe ſchreyen. Biſt du nun ein äſthetiſcher Seifenſieder, ſo ſetz' dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, ſamt wie die Leute geſchrieen und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe u. ſ. w. Iſt's dir aber Ernſt mit dem Mitleid, ſo geh' und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Maſt, daß er Euch nicht im Wege ſey, wenn Ihr's Boot ausſetzt, und ſteige flugs und fröhlich mit einigen Matroſen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dich auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel.

Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der biſt du wieder, verſteht ſich, und die beyden Herren vor der Thür wollen gern die Ehre haben, dir aufzuwarten.

Unter uns geſagt, 's iſt eine Schwachheit von den beyden Herren, daß ſie den berühmten Gelehrten ſehen wollen, denn was iſt an ſo einem armen Sünder zu ſehen? Indeß ſie wollen dich ſehen, und du mußt heraus.

Nun ſupponire ich: Du biſt demüthig oder willſt es doch gerne ſeyn. Denn wenn du ein vorſetzlich eitel aufgeblaſener Menſch biſt; ſo kannſt du für dich bleiben, und ich werde wohl meine Exempel mit dir nicht verderben. Alſo du haſt Demuth lieb, und

es ist die Frage: wie du dich zu comportiren habest, wenn's dein Ernst ist.

So viel begreifst du vorläufig, daß du nicht immer stehen und dir den Bart streichen mußt. Uebrigens kommt es mir lustig vor, daß ich dir vorschreiben soll, wie du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereintreten; und will ich lieber einen Ausfall thun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend lieben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind kuckt durch die Bresche in die Vestung. So kannst du nach unserm Exempel zwischen deinen vier Wänden und in deinem Lehnstuhl Demuth haben; du kannst würklich überzeugt seyn, daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen; daß nur Eins sey, das wahrhaftig lobenswerth ist, und daß grade dabey Menschenlob am leichtesten entbehrt werden kann, u. s. w. Du kannst, sage ich, davon in deinem Lehnstuhl überzeugt seyn, und mit Ehren herauskommen. Wenn dir aber die beyden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen, wie der Schweif deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Handvoll Räuchwerk nach der andern vor dir abbrennen; so kann von dem langen Schweif und von dem vielen Rauch deiner Ueberzeugung der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Di-

verſion zu machen. Wenn du alſo merkſt, daß dir dein Concept verrückt werden will, ſo erzähle ihnen geſchwind von dem großen Horn, das in der Unſtruth gefunden worden, oder von dem großen Banquerot in Baſſora, und daß die Banquerots gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird, u. ſ. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerey daraus werde, ſo bald die beyden Herren weg ſind, mit doppeltem Ernſt daran gehen, durch neue Verhacke und Palliſaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubeugen.

Haſt du das alles nicht nöthig, deſto beſſer für dich und auch für die zwey Herren. Denn wahre, unverſtellte Demuth iſt ſehr lieblich, und wenn ſie dir je in deinem Leben vorgekommen iſt, mußt du ihre Gebehrde noch in friſchem Andenken haben.

Fünftes Exempel.

Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer biſt du und ſiehſt hinaus in's Meer, und nun ſteigt die Sonne aus dem Waſſer hervor! — Und das rührte dein Herz, und du könnteſt nicht umhin, auf dein Angeſicht niederzufallen; . . . ſo falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand, und ſchäme dich nicht. Denn ſie iſt ein Wunderwerk des Höchſten, und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannſt. Biſt du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme; ſo ſpare dein Kunſtwaſſer, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Sechstes Exempel.

Der Kerl da mit der ſpitzen Naſe war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du haſt 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es auch zu gehen pflegt — und nun triffſt du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landſtraße bettelnd, und ſein Weib und ſeine Kinder liegen halb nacket im Graben.

Kannſt du ihm nicht vergeben und vergeſſen, nun ſo reite vorbey und ſieh nicht hin. Denkſt du aber in und bey dir ſelbſt, daß der Beleidiger immer am übelſten daran iſt, und daß du willfährig ſeyn ſollſt deinem Widerſacher bald, dieweil du bey ihm auf dem Wege biſt; denkſt du, wie viel uns Gott vergeben muß, und du ſiehſt ſeine Sonne über

dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährt's durch's Herz; — nun so fas'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gieb ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun, Vetter, Gott bewahre dich für einen Nachbar, der so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du so ohne Mantel weiter reisest, es ist alles reichlich bezahlt, und mancher würde dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe an's Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften, die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen andrer Art schreiben wollen, so will's nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer edler Charakter was Liebenswürdiges und Schönes ist, so laß dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben, als: einen auf's Papier und auf den Theater hinzukleckſen, und wenn du noch so gut und con amore kleckſen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, vtilior, gloriosior putanda est quam illa

oratoria, in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juvenes erudiebamus.

* * *

Ich könnte dir der Exempel bald mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und du kannst sie dir eben so leicht selbst machen.

Uebrigens wirst du an diesen Ernst- und Kurzweil-Exempeln bemerkt haben: Erstlich, daß Ernst ganz natürlich sey.

Und so ist es denn auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es giebt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweytens wirst du bemerkt haben, daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe, und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach außen handthiere, und Thür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit auch mit den höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschen-Beyfall geangelt wird, da ist's nicht recht rein und richtig.

Auf den Tod der Kaiserin.

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,
Und gieng getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welt-Erobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Schönheit und Unschuld.

Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig, und Unschuld sollte schön seyn, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Colibry, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

deß noch eins ſo lange; er ſey reich oder arm, ſo ſeyd Ihr ihm ein Troſt und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr ſeyd Bein von unſern Beinen und Fleiſch von unſerm Fleiſch, und darum bewegt ſich mein Herz in mir, wenn ich Euch anſehe und an Euch denke....

Nun, Ihr ſeyd in der Welt und müſſet durch, was auch Euer Beruf ſey. Gehet in Friede, und ſeht nicht viel umher.

Und der Engel der Unſchuld begleite Euch!

Kleine Geſchichtchen,

ſamt was man daraus lernen ſoll.

Es war 'nmahl ein König in Perſien, der hieß Kulichan, 'n rechter Unhold gegen die Menſchen. Den Mogoln, ſeinen Nachbaren, fiel er in's Land, und nahm ihnen alles weg was ſie hatten, und ſchleppte es nach Perſien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht beſſer, und er wüthete noch ärger wie vor. Als er's nun ſo gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und ſetzten ihm das Meſſer an die Kehle. Da hätte er's gerne beſſer gehabt, und ſchrie und flehte: »Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!« Die Aufrührer gaben ihm aber zur Antwort: »Du haſt in deinem Leben keinem Menſchen Barmherzigkeit gethan; ſo ſoll dir, Hund, auch keine

widerfahren.« Und damit fuhr das Meſſer durch die Kehle.

Was ſoll man daraus lernen?

Antwort. Daß man Barmherzigkeit thun ſoll, ehe das Meſſer an der Kehle ſitzt.

* * *

Es war 'nmahl ein ich weiß nicht wer, der war ich weiß nicht wo, und wollte ſehen ich weiß nicht was.

Voll ſo arg iſt's nicht, aber ſehr viel weiß ich doch würklich von den Geſchichtchen nicht das ich erzählen will. Alſo

Es war 'nmal ein Europäer, der war in America und wollte den berühmten Waſſerfall eines gewiſſen Fluſſes ſehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß er ihn hinführte, denn das Land war ungebaut und es giengen da keine ordinari- noch Küchen-Poſten. Als die beyden ihren Weg vollendet hatten, und an den Waſſerfall hinkamen — machte der Europäer große Augen und unterſuchte, und der Wilde legte ſich ſo lang er war auf ſein Angeſicht nieder, und blieb ſo eine Zeitlang liegen. Ihn fragte ſein Reiſegefährt: wozu und für wen er das thue? Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geiſt.

Was ſoll man daraus lernen?

Antwort. Den Unterſchied zwiſchen Natur und Kunſt.

* * *

Es war 'nmahl ein kleiner Conrad, des alten Conrads Sohn, der wollte sein väterliches Reich Sicilien, das der dritte Mann einem andern gegeben hatte, mit Gewalt wieder nehmen: verlohr aber die Schlacht gegen den andern, Carl genannt, und ward gefangen, und ein Prinz Friederich, der aus Vetter- und Freundschaft mit ihm gezogen war, desgleichen. Carl ließ beyde zum Tode verurtheilen, und das Urtheil ward auf dem Markt zu Neapel vollzogen. Friederich von Oesterreich mußte zuerst herhalten, und Conradino, der circa 17 Jahr alt war, sahe zu, nahm den abgehauenen Kopf seines Freundes von der Erde auf, und küßte ihn, und ward denn auch enthauptet. Uebrigens war es der letzte der Hohenstaufen.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß man kein Hohenstaufe seyn soll.

* * *

Es war 'nmahl ein Polycarpus, der war ein Christ, und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden, und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. »Ich diene ihm nun Sechs »und Achtzig Jahre, antwortete Polycarpus, und »er hat mir kein Uebels gethan. Wie sollt' ich denn »meinen Herrn und Heiland lästern?« Indeß war

er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geſchah denn auch.

Was ſoll man daraus lernen?

Antwort. Daß das eine gute Herrſchaft ſeyn muß, für die man nach Sechs und Achtzigjährigem Dienſt noch gerne durch's Feuer gehen will.

Der geneigte Leſer wird vielleicht bemerkt haben oder noch bemerken, daß ich in dieſem Theil etwas gelehrter bin als in den vorigen Theilen. Das kommt von den Stunden her, die mein Vetter von Zeit zu Zeit mit mir hält. Damit man ſeine Methode ſehe, will ich doch eine zur Probe herſetzen.

* * *

»Guten Morgen, Herr Vetter.«

»Guten Morgen. Haſt du gut geſchlafen?«

»Recht gut.«

»Nun ſo wirſt du geſtern vernünftig gelebt und beſchloſſen haben?«

»Ich hoffe ja.«

»Dabey bleib. Es hat's kein Menſch mehr Vortheil als du.«

»Komm, ſetze dich her. Wollen Gott danken, daß wir gut ſchlafen können.«

»Aber ich habe um Mitternacht geträumt.«

»Das haſt du gut gemacht. Sieh, grade ſo iſt das menſchliche Leben. Davon ſind auch Anfang und

Ende nur natürlich, und die Mitte ist Rausch und Traum!«

»Das übrige Morgen. Gehab dich wohl.«

———— Heda, komm zurück.«

»*Αγεομετρειτος μη εξιτο!*«

»Sieh, da steht ein Hut Zucker unter der Bank, den ich nach dem Frieden gekauft habe. Faites-moi la grâce, cher Cousin, d'en couper le dessus, und gib's mir her. — Und nun sag mir aus dem Rumpf: wie lang das Stück ist, das du mir gegeben hast.«

»Das ist ja leicht.«

»Wenn du's noch weißt, freylich. Wenn man's weiß, ist Alles leicht, und wenn man's nicht weiß, Nichts. Weißt du's denn aber?«

»Ist die verlangte Länge nicht die vierte Proportional-Größe minus der Höhe des Rumpfs, zu der Differenz der beyden Semi-Diameter, der Höhe des Rumpfs und dem größern Semi-Diameter?«

»Bravo! Weil du denn so gut capirt und behalten hast, so nimm den Rumpf. Er soll deine seyn.«

»Will der Herr Vetter nicht lieber den Rumpf für sich behalten? Ich habe ja auch die Spitze nur ausgerechnet.«

»Da hast du die Spitze dazu. Ein Docent der freyen Künste muß kein Filz seyn.«

»Der Zuckerhut war dir so zugedacht, itzt hast du ihn verdient, und brauchst mir nicht dafür zu danken.«

Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Zu Deutſch: wer nur die Spitze des Zuckerhutes begehrt, iſt beſſer als wer ſie nur ausrechnen kann. Jener ſoll den Rumpf, und dieſer die Spitze haben; wer aber beydes kann, dem gebührt der ganze Hut.

Addies. Grüße Frau und Kinder, und komme morgen nicht zu ſpät. Wir haben wichtige Sachen vor der Hand.

Ein Lied

hinter'm Ofen zu ſingen.

Der Winter iſt ein rechter Mann,
Kernfeſt und auf die Dauer;
ſein Fleiſch fühlt ſich wie Eiſen an,
Und ſcheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann geſund, iſt er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtſchweiß noch Vapeurs,
Und ſchläft im kalten Zimmer.

Er zieht ſein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und ſpottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelſang
Weiß er ſich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchſe bellen ſehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Froſt zerbricht,
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Denn will er ſich todt lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beym Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da iſt er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, ſtehen wir
Und ſehn ihn an und frieren.

Kriegslied.

's iſt Krieg! 's iſt Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
's iſt leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu ſeyn!

Was ſollt' ich machen, wenn im Schlaf mir Grämen,
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geiſter der Erſchlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die ſich Ehre ſuchten,
Verſtümmelt und halb todt
Im Staub ſich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tauſend tauſend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böſe Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Verſammelten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's iſt leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu ſeyn.

aber es wird Sie doch freuen zu sehen, wie der Kronprinz Cyrus sich dabey benommen hat.

Liebe Königliche Hoheit,

Dies Buch ist geschrieben und übersetzt, Ihnen diese Freude zu machen. Seyn Sie so gnädig es zu lesen, und Gott gebe, daß Sie ein guter König werden.

Ein Lied in die Haushaltung.

Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Coro.

Der Zahn, der Zahn der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ey seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden.
Hilft nicht; der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Coro.

Der Zahn, der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden.
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Coro.

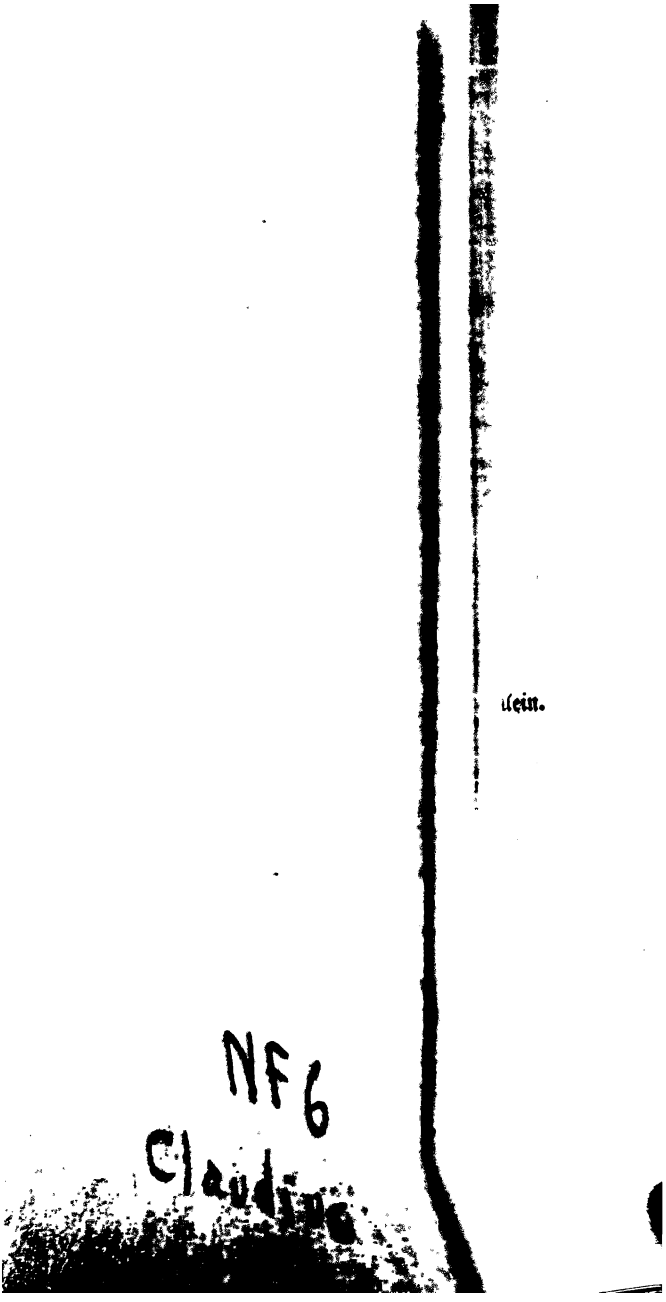
Der Zahn, der Zahn der ist heraus,
Da hängt er an dem Faden!

Das Kind,

als der Storch ein neues bringen sollte, für sich allein.

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit in's Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch in's Bein,
Das ist so seine Art. — — —

Mama liegt wohl und fürchtet sich . . . .
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß' doch Mama nicht hart. —
— — — —
— — —


lein.
NF 6
Claudius

He he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen seyn! —

Aber du weinest ja!
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Frau Rebecca.

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebahr?
Wär' ich doch da gewesen! —
Gelauert hätt' ich an der Thür
Auf dein Geschrey, und für und für
Gebetet und gelesen.

Und kam's Geschrey — nun Marsch hinein
»Du kleines liebes Mägdelein,
»Mein Reis'gefährt, willkommen!«
Und hätte dich denn weich und warm
Zum erstenmahl auf meinen Arm
Mit Leib und Seel' genommen.

Und hätte dich denn weich und warm
Mit Leib und Seel' auf meinen Arm
Zum erstenmahl genommen . . .
»Du frommes liebes Mägdelein,
»Ich hab' dich sonst noch nicht gesehn,
»Willkommen, bis willkommen! —

»Wie biſt du lieber Reiſ'gefährt
»In deinen Windeln mir ſo werth!
»O werde nicht geringer!
»Du Mutter, lehr' das Mägdlein wohl!
»Und wenn ich wieder kommen ſoll,
So pfeif' nur auf dem Finger.

Ueber einige Sprüche des Prediger Salomo.

An meine Subſcribenten.

Setzen Sie ſich, liebe Herren, und nehmen vorlieb.

Der erſte Spruch ſoll ſeyn der bekannte und in aller Welt gäng und gebe Modeſpruch: Es iſt alles eitel.

Wenn ein berühmter Wortkrämer, der gern mit Sentenzen um ſich wirft, oder ein junger Projectmacher, dem ein Project auf Eitelkeit fehlgeſchlagen iſt, oder ein alter Narr, den die Sünde verläſſet, wenn die ſagen: daß alles eitel ſey; ſo iſt auch ſogar der Sinn des Spruchs eitel. Aber beym Salomo iſt er etwas anders.

Stellen Sie ſich 'n Mann vor, wie Sie den Salomo kennen, von viel Geſchick und Gaben, der ſein Herz begab zu ſuchen und zu forſchen weislich alles, was man unter dem Himmel thut; der die Mittel in Händen hatte, ſich alles was dem Menſchen

gut dünkt und nur halbwege so aussieht, zu verschaffen, zu kosten und zu versuchen, und der auch nach seinem eignen Geständniß das alles würklich gekostet und versucht hat; wenn der nun aufrichtig und ohne Affection sagt: ich habe dies und das gethan, »bauete Häuser, pflanzte Weinberge, machte »mir Gärten und Lustgärten, hatte Knechte und »Mägde, sammelte mir Silber und Gold, schaffte »mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der »Menschen und wehrte meinem Herzen keine Freu»de ꝛc., aber, siehe, da war es alles eitel;« so sollte sein Spruch doch eigentlich Sensation machen. Und mich dünkt, er könnte uns viele Mühe ersparen.

Zum Exempel. Du willst so gerne dies und das seyn, Oberschenke und Oberbecker! und bringst darüber dein Leben in Sorge und Unlust hin — Lieber! Salomo war mehr als Oberschenke und Oberbecker; er war König über Israel, über das merkwürdigste Volk der Erde, und doch war damit ihm nicht geholfen. Wie sollte denn dir geholfen seyn? Darum sey fröhlich und habe Geduld, und laß die andern Oberbecker seyn. So auch: du wünschest dir dies und das, ein Rittergut oder einen Mahagony-Tisch, denn groß oder klein ist eins wie das andre. Also du wünschest dir einen Mahagony-Tisch, kannst darum nicht schlafen, sinnest und sorgst und bildest dir ein: mit dem Tisch werde die Glückseeligkeit in's Haus kommen — Lieber! Salomo hatte lauter Mahagony-Tische; Lamperie, Eckschränke und Commoden, Fußboden und Treppen, alles war von

Mahagony, und er ſagt: alle die ſchönen Mahagony's thäten's nicht, was wird denn der einzige Tiſch thun? Darum ſey fröhlich an deinem Tiſch von Nußbaum- oder Föhrenholz, und mache dir dein Leben nicht ſauer.

Fröhlich ſeyn, ſagt Salomo an verſchiedenen Orten, ſey das Beſte in dieſer Welt. Iſt aber zu verſtehen, wenn du den Mahagony-Tiſch nicht kriegſt und nicht Oberbecker wirſt, ſonſt nicht; denn wenn die Kinder ihren Willen kriegen, ſo weinen ſie nicht. Du ſollſt fröhlich ſeyn »in aller deiner Arbeit« und das, ſagt Salomo, iſt eine Gabe Gottes.

Es giebt zwey Wege, die Bilanz in ſeinem Credit und Debet zu erhalten; einer wenn die Einnahme vermehrt, und der andre wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere iſt wohlthätig, und kann den kleinen und großen Cameraliſten nicht genug angeprieſen werden. So giebt es auch zwey Wege, in ſeinem Herzen die Bilanz zu erhalten; der eine: wenn man alles hat, was man wünſcht! und der andere: wenn man nicht mehr wünſcht, als man hat. Jener iſt mühſam und mißlich, und dieſer probat und in eines Jeden Hand.

Aber der Mahagony-Tiſch und der Oberbecker ſchweben dir doch ſo ſüß vor Augen! —

Das iſt nun nicht ihre, ſondern deine Schuld. Du ſiehſt am Salomo, daß ſie auch anders können angeſehen werden, und deine eigne Erfahrung muß es in hundert Fällen dich ſchon gelehrt haben, daß die folgende Zeit viel verändre.

Mir fällt hier Kaiser Carl der fünfte ein. Er war bekanntlich ein großmächtiger Fürst, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege zu behaupten suchte und auch würklich behauptete. Auf einmahl, als es nicht gar nach seinem Willen gehen wollte, und dazu seine Gesundheit brüchig war; dünkte ihm alles eitel. Er legte seine zwey Kronen nieder, und gieng nach Estremadura in ein Kloster. Hier pflegte er fleißig der Todes-Gedanken und Religions-Uebungen, und machte in den Zwischen-Stunden Uhren zum Zeitvertreib und zu seinem Vergnügen. Bald wollte ihm auch das nicht mehr schmecken, und er mochte an nichts anders denken, von nichts anderm hören und sehen, als vom Tode. Endlich gieng er gar so weit, daß er bey lebendigem Leibe seine Exsequien halten ließ. Der Kaiser Carl der fünfte legte sich in den Sarg, wie eine Leiche gekleidet, zu beyden Seiten des Sarges standen seine Hofbediente mit brennenden Wachskerzen, und die Geistlichen mußten die Exsequien halten und für seine abgeschiedene Seele beten, und er betete selbst im Sarge inbrünstig mit. Er starb auch würklich nicht lange hernach.

Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab, und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freylich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel thun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig gethan hat. Aber er ist 'n eigener

Mann, und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles was man thut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu thun.

Der zweyte Spruch des Salomo: Alles hat seine Zeit.

Alles hat freylich seine Zeit; die Zeit der Saat ist nicht die Zeit der Erndte, die Zeit des Neumonden ist nicht die Zeit des Vollmonds, und wenn einer stirbt, wird er freylich nicht gebohren. Das aber kann Salomo mit seinem Spruche nicht gemeynt haben; das hätte unser eins wohl sagen können. Sollte auch der ganze Sinn der seyn: daß alles nicht zu aller Zeit, sondern zu seiner Zeit soll gethan werden, wenn nämlich Natur oder Kunst Bahn gemacht, und alle Umstände dafür reif sind, so wäre das schon etwas, aber doch, so allgemeinhin, immer noch zu wenig für unsern Freund Salomo. Und wir brauchen nicht vorlieb zu nehmen; denn die Worte leiden großen Sinn, und das für Kopf! und Herz!

Zum Exempel. Der Mensch wird in Neun Monden unter dem Herzen seiner Mutter gebildet, lebt siebzig Jahr, und wird denn wieder zur Erde, davon er genommen ist. Wir sehen solche bestimmte Perioden in mehrern Natur-Operationen, die uns bekannt sind, und vielleicht haben's alle die andern auch, die uns nicht bekannt sind, größere und kleinere, bis auf die gesammte Natur selbst von dem Im Anfang an, als Gott Himmel und Erde schuf, bis zu der Stunde, in welcher die Elemente zerschmelzen, und Gott die Himmel wieder zusammen

wickeln wird wie 'n Gewand. Nun soll einmahl ein Mensch oder ein Engel dies alles kennen, soll davon nicht bestimmt sprechen, sondern nur deuten wollen, und sagen: Alles hat seine Zeit; so ist ein Sinn in dem Spruch, und man sieht sich sehr kurz und ehrerbietig nach dem um, der ihn sagte. Oder: Wir Menschen laufen und rennen vom Mutterleibe an und immerdar, und wissen nicht, was zu unserm Frieden dient. Nun soll einmahl ein Mann seyn, der das gefunden hat. Wenn nun der die Menschen, seine Brüder, um sich her ansieht: wie sie's so verkehrt treiben; an dem und jenem Irrsal, woran tausend und tausend vor ihnen betrogen und zu Schanden worden sind, so fest halten und guten Rath nicht hören wollen; wenn nur der gutgesinnte Mann das ansieht, dem Unwesen gerne steuerte, aber nicht zu steuern vermag, und sich darüber mit unserm Spruch trösten wollte; so sind die Worte Goldes werth, und wären etwa so zu übersetzen: »Wie sind »doch die Menschen so verblendet, die edlen schönen »Geschöpfe Gottes zu so großer Ehre bestimmt! O »wie anders könnten sie's haben, wenn sie selbst wollten! »Doch die Stunde ihrer Verblendung wird vorüber gehen, »daß ihnen noch geholfen werde; Alles hat seine Zeit.«

Indeß, alles zusammen genommen, scheint Salomo hier weder das eine noch das andre im Sinne gehabt zu haben, sondern ein Drittes, nämlich: In der körperlichen Natur sey alles nicht wie in der Geisterwelt zugleich und auf Einmahl, sondern ein jedes habe seine Zeit; und dem Gesetz muß, wer in

der körperlichen Natur ist, sich unterwerfen, und sich so gut dabey nehmen als er kann. Als wenn jemand zu Wagen sitzt und nach Königsberg fahren will; so ist er nicht mit Einmahl an Ort und Stelle, sondern die Räder des Wagens müssen so lange umgehen, bis er ist wo er seyn will, und ein jeder Umgang hat seine Zeit, und der zweyte kann nicht zur Würklichkeit kommen bis der erste vollendet ist ꝛc., und da geht es denn oft über Stock und Stein, und der auf dem Wagen wird das wohl gewahr; er muß indeß aushalten und sich fassen, denn es ist kein anderer Rath.

Und dieser Sinn hat was sehr Trauriges in sich, ich weiß nicht, ob's den Herren Subscribenten auch so dünkt.

Der dritte Spruch: »Lasset uns die Haupt»summa aller Lehre hören; fürchte Gott und »halte seine Gebote, denn das gehöret allen »Menschen zu.«

Dieser Spruch steht in Salomo's Büchlein zu Ende aller andern Sprüche, wie der Morgenstern, der zuletzt aufgeht und schöner und herrlicher ist als alle Sterne die vor ihm hergehen. Die Hauptsumma pflegt gewöhnlich am Ende zu stehen, und also ist diese Stellung des Spruchs natürlich. Vielleicht kann sie aber auch noch eine Nebenabsicht haben. Salomo macht anderswo die Bemerkung, daß einem ein Narr nicht glaube, wenn man ihm nicht auch sagt was in seinem Herzen ist. Nun giebt es aber Leute, die alles lästern, was sie nicht begreifen, die sich zu klug dünken zu glauben, und zu dumm sind zu wissen; arme Leute, welche die Vortheile beyder Partheyen ent-

behren und für sich keinen andern haben, als daß sie ihr Lebelang discouriren, um von Leuten die noch dummer sind als sie, für große Geister gehalten zu werden. Diese Classe von Menschen ist von jeher in der Welt gewesen und wird bis je und je darinn bleiben. Vielleicht nahm Salomo Rücksicht auf sie, wollte auch ihnen gern die große Lehre zu Herzen bringen, daß Gottesfurcht die Quelle alles Guten sey. Er wußte aber, daß er unvorbereitet damit bey ihnen wenig Glauben finden würde. Daher schickt er verschiedene Sprüche mit Lehre, die mehr in ihren Kram gehöret, voran, und nachdem er sich als Meister in ihrer eignen Kunst gezeigt und sich solchergestalt ihr Vertrauen erworben hatte, rückt er mit der Hauptsumma aller Lehre hervor: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu. Es giebt manches Ding, will er sagen, manche Lehre zwischen Himmel und Erde, die sehr dankenswerth ist und ihre Interessenten in mehr als Einer Hinsicht zu großen Leuten macht; aber das Alles und Eins, das eigentliche Ding, die Hauptsumma aller Lehre ist Furcht Gottes, und die gehört allen Menschen zu, ist des Menschen sein Element, sein Beruf, sein Natur und Wesen.

Lieben Herren Subscribenten! Ich bin nicht was Salomo war, bin nicht König über Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Krone fehlet: aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sey, daß es da anfangen und sich da wieder

endigen müſſe, und daß alles was ſich darauf nicht gründet und nicht damit beſteht, wie groß es auch ſcheine, doch nichts als Täuſchung und Trug ſey und unſer Wohl nicht fördern möge.

Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes iſt zweyerley; und hier liegt der Knoten, dadurch dieſe Lehre zweydeutig und räthſelhaft wird. Wir fürchten alle Gott, ſprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm ſprechen ꝛc., wollen ihn fürchten, und thun uns wohl auch bey der und jener Gelegenheit mit ſeiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibt's beym Alten. Solch' eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, ſonſt aber iſt ſie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutſche. Der ſteht da auch als ein Schild, daß honette Leute im Wagen ſind, giebt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutſchenthür auf und zu ꝛc. und übrigens gehen die Beſtien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp wohin ſie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrſchaft recht gnädig iſt, nimmt ſie ihn wohl bey einfallendem Regenwetter zu ſich in den Wagen.

Was ſoll ſolch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Würkungen haben, und wie wäre ſie Hauptſumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muſter dargeſtellet werden. Denn bey denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, ſondern

Herrſchaft und Kutſcher zugleich. Ihnen war nichts ſo innig und heilig als ſie; nichts ſo ſauer, das ſie ihretwegen nicht gethan, nichts ſo ſüß, das ſie ihretwegen nicht gelaſſen hätten. Joſeph reißt ſich aus den Armen eines ſchönen Weibes los und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein ſo groß Uebel nicht thun kann und wider Gott ſündigen. Abraham ſchlachtet, als Gott zu ihm ſprach, ſeinen einzigen Sohn, und bekümmert ſich nicht um ſein Vaterherz und um ſeine Vernunft; — und ſo muß es ſeyn, wenn was daraus werden ſoll. Und du, der du Gottesfurcht ſchmähen willſt, könne das; und denn komm' und ſchmähe, ſo wollen wir dir glauben. Sonſt aber biſt du nur ein Faſelhans, der nicht weiß wovon er ſpricht, du magſt läſtern oder loben.

Die wahre Furcht Gottes muß Empfindung, muß Wahrheit in uns ſeyn; denn iſt ſie wohlthätig in ihren Einflüſſen, und wunderbar in ihren Würkungen mehr und anders, als wir meynen oder verſtehen.

Wenn wir den Begriff von Gott nur bloß mit der Imagination denken, daß er, wie die heilige Schrift uns lehret, der Schöpfer und Erhalter der ſichtbaren und unſichtbaren Welt ſey, der erſte und der letzte, ſein Stuhl der Himmel, und die Erde ſeiner Füße Schemel, daß er in allem und durch alles ſey, von der Tiefe des Meers bis an die Zinne des Himmels allem Weſen gegenwärtig und nahe, daß ſeine gewaltige Hand alles hält und ſeine Augen Tag und Nacht über alle ſeine Geſchöpfe und ſonderlich über alle ſeine Menſchen, auch hier über und um uns,

unſichtbar offen ſtehen — wenn wir den Begriff nur bloß mit der Imagination denken; ſo fährt er uns kalt durch, und macht uns Gott lieben und fürchten; was wird er thun, wenn er Empfindung und Wahrheit in uns iſt?

Denn werden wir Gott nicht fürchten wollen, ſondern werden ihn wahrhaftig fürchten, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und aus allen Kräften, in allem unſerm Thun und Laſſen, wenn wir aufſtehen und wenn wir zu Bette gehen, um Mittag und um Mitternacht, wir ſchlafen oder wachen; wir werden das Bild des Allerbeſten, des Allerweiſeſten, des Allergerechteſten, des Allerwahrhaftigſten, des Allerbarmherzigſten beſtändig wie unſer Leben in uns tragen, und werden verwandelt werden in daſſelbige Bild von einer Klarheit zu der andern. — Und das Halten der Gebote Gottes wird unſre Freude ſeyn, und unſer Glück zugleich; denn was ſind ſeine Gebote anders, als eine Hand am Wege, als ſchwarze und weiße Tonnen, die vor Verderben warnen und die ſicherſte Fahrt in das Land des Heils weiſen.

Nun meine lieben Herren Subſcribenten, das wäre was ich Ihnen zu ſagen hatte. Ich hätte Sie vielleicht angenehmer unterhalten können; aber Sie haben zum Theil ſo willig und gerne ſubſcribirt, und da hab' ich gedacht, ich müßte wieder ehrlich ſeyn. Dazu hat Alles ſeine Zeit, Subſcribiren und Herausgeben auch, und wer weiß, ob wir uns noch wieder einander dienen werden

—Laſſet uns Gott fürchten und ſeine Gebote halten!

Ein Lied für Schwindsüchtige.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Bin recht ein Bild der Noth,
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herzlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frey, nicht Heil.
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
Macht's mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der Alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr ſeyn,
Und läſſet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
Und fuſchern drum und dran;
Allein ſie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O fängen an der Thür
Sie ſchon, und ſenkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wär's mir!

O ſängen doch an meiner Thür
Sie laut: »Ich hab mein Sach ꝛc.«
Und trügen mich, und folgten mir
In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und ſenkten mich hinein! —
Ich läg' und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Troſt! und etwas Luft!
Du haſt der Luft ſo viel.

Der Menſch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und ſieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüſtet und begehret,
Und bringt ſein Thränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts und Alles wahr;
Erbauet und zerſtöret,
Und quält ſich immerdar;
Schläft, wachet, wächſt und zehret,
Trägt braun und graues Haar ꝛc.
Und alles dieſes währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Denn legt er ſich zu ſeinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

D. Chodowiecki fec. Del. — A. de la Belle Sc.

Passe-Tems

zwiſchen mir und meinem Vetter in der Schneiderſtunde (Twilight).

»Ich wollte, daß der Herr Vetter bey Caſſe wäre; ich brauche 'n Gulden Geld.«

»Etwa eine neue Canoné? Oder irgend eine ſchöne Erzſtufe für's Cabinet?«

»Nein! Ich wollte mir den Kulmus kaufen. Das von der Weisheit geht mir ſo im Kopf herum, und von der Selbſt-Erkenntniß, die dazu führen ſoll. Vetter, ich will und muß den Menſchen, will und muß mich ſelbſt erkennen lernen.«

»Und das denkſt du mit dem Kulmus zu zwingen?«

»Ja, der ſoll's beſchrieben und geconterfeyet haben, wie der Menſch innerlich geſtaltet iſt.«

»Nun denn, da iſt 'n Gulden. Nur ſey fleißig, und merke wohl! wie der Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc. ausſehen; denn du ſollſt uns dieſen Winter, wenn die langen Abende kommen, ein Collegium anatomicum leſen, und unſer Praesector und Kulmus werden.

Aber höre, weil du's biſt, muß ich dir eins ſagen: nämlich, daß der obgedachte Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc., ob ſie gleich tief im Abdomine und Cerebro ſtecken, doch eben ſo äußerlich ſind als deine Naſe.«

»Denn gehen der Darm und die Glans mich auch nichts an.«

»Warum nicht? — Es ist doch nützlich und angenehm das zu wissen, und wenn du gleich kein Doctor werden willst.«

»So glaubt der Herr Vetter in Ernst nicht, daß ich beym Kulmus das Innerliche sehen werde?«

»Du mußt's versuchen. Nur wenn du etwa der Art nichts sehen solltest, daß du mir nicht kommst und sagest: es sey auch nichts Innerliches! denn dazu sind mir mein Vetter und mein Gulden zu lieb.

Um dich indessen vorläufig einigermaßen zu orientiren, so merke wie folget: Was du mit deinen zwey Augen sehen willst, das muß auch mit deinen zwey Augen können gesehen werden; was aber mit deinen zwey Augen gesehen werden kann, das ist äußerlich; und was äußerlich ist, das ist nicht innerlich.«

»So bin ich unrecht berichtet. Da hat der Herr Vetter den Gulden wieder.«

»Nicht doch, Vetter. Seht's an! Dazu habt ihr ja Eure zwey Augen, daß Ihr damit ansehet, was Ihr damit sehen könnt. Auch möget Ihr aus dem Aeußerlichen des Innerlichen wohl wahrnehmen, und vielleicht kluge Vermuthungen machen. Ich sage nur davon, daß das Innerliche selbst nicht mit Euren zwey Augen gesehen werden kann, und daß Ihr sie, was das anlangt, sicher zumachen könnet, ohne etwas zu verliehren.«

»Ist der Herr Vetter 'n Freund von Schwärmerey?«

»Bist du toll?«

»Aber, wo die zwey Augen aufhören, geht da nicht Schwärmerey an?«

»Da sey Gott für! Das wäre der Wahrheit das Terrain sehr klein zuschneiden, oder vielmehr ihr gar keins geben; denn Ihr wißt, daß es Leute gibt, die da sagen: in dem, was vor Augen ist, sey keine Wahrheit!

Nein, Vetter, die Schwärmerey fängt da weder an, noch hört sie da auf; denn wenn Löwenhoeck oder Linneus Wunder-Thierchen und Würmer sehen, die nicht da sind; so sind sie auch Schwärmer. Nur auf dem andern Gebiet ist die Entscheidung nicht so leicht, weil es da mit dem Augenzeugniß und den Augenzeugen, in deren Mund bekanntlich die Wahrheit besteht, mehr Schwierigkeiten hat. Auch will ich dir zugeben, daß auf diesem Gebiet kein Mangel an Schwärmerey sey, und daß da vieles für Wahrheit ausgegeben werde, was Schwärmerey ist, und das taugt nicht, Vetter, und soll nicht seyn. Aber du kannst auch glauben, daß vieles da für Schwärmerey gehalten wird, das Wahrheit ist; und das taugt noch weniger, und ist großer Verlust, nämlich für die, so es für Schwärmerey halten, denn die andern verliehren nichts dabey.«

»Wie weiß ich denn aber, was Wahrheit und was Schwärmerey ist?«

»Hör'! Wer dir darüber was gescheutes sagen soll, der muß klüger seyn als ich bin. Sprechen und schreiben läßt sich viel von Schwärmerey; aber du

weißt, wie das denn so mit dem Sprechen und Schreiben ist.

Das Allgemeine der Sache ist nicht so schwer, und das hab' ich dir schon gesagt, und will's dir der Deutlichkeit wegen noch einmahl an einem Exempel vorhalten.

Du liesest Zeitungen, weiß ich, ohne eben ein großer Politikus zu seyn. Da wirst du denn unter andern auch von deiner Lieblingsvestung Gibraltar gelesen haben, daß sie den vorigen Herbst sehr warm gehalten ward, und daß sie anfieng, Muth und Tapferkeit ausgenommen, an allem Mangel zu leiden; endlich daß Lord Howe den 11ten September mit einer mächtigen Flotte von England absegelte, um dem klugen Gouverneur zu bringen, was er nicht hatte.

Du kannst denken, daß die Soldaten zu Gibraltar, als sie die letzte Tonne Pulver und Zwieback angebrochen hatten, fleißig werden nach Westen gekuckt haben, und daß ein jeder von ihnen sehr geneigt gewesen ist, eine in der Ferne kreuzende Französische oder Spanische Fregatte für das erste Schiff von Barringtons Division zu halten.

Wenn nun das der Fall gewesen wäre, oder wenn den 7ten oder 8ten October, als Howe noch auf der Höhe von Lissabon mit den Stürmen kämpfte, ein Soldat zu Gibraltar sich von den Wällen die Augen blind gekuckt, und sich endlich eingebildet hätte, die hülfreiche Flotte zu sehen?«

»Der wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn dieſer Soldat ſeinen Cameraden Alles genau und haarklein beſchrieben hätte, Vorder- und Hinter-Treffen, Flag-Schiffe und Transportſchiffe, Cutters und Fregatten ꝛc. ꝛc. und darauf geſchworen hätte, daß er alles wirklich ſehe?«

»Wäre ein Schwärmer geweſen.«

»Und wenn er ſo lange hinaus ins Meer gezeigt und gefingert hätte, daß er ſich einen Anhang gemacht, und die nun, wie er, das alles auch geſehn hätten?«

»Wäre ein Schwärmer geweſen.«

»Und wenn er vor Ueberzeugung ſeine Rations und Portions auf drey Tage flugs und auf Einmahl verzehrt, und ſeiner Parthey das nämliche gerathen hätte, weil Howe vor der Thür ſey und mehr bringe?«

»Wäre ein Schwärmer geweſen.«

»Gut das! Umgekehrt: Howe iſt würklich im Anzuge, und eine Schildwache hat Augen, die eine halbe Meile weiter tragen als die Augen der übrigen Garniſon, wie das ja mit den Augen verſchieden iſt. Und nun ſoll dieſe Schildwache die Engliſche Flotte in der halben Meile weiter würklich daher kommen ſehen?«

»Der wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn die ganze Garniſon, und alle berühmte Seher unter ihnen, und alle Ingenieurs und Conſtabels, und die Magazin- und Proviant-Meiſter, und der Regiments-Feldſcheer und der Bibliothekar von Gibraltar, und ſelbſt der alte menſchlich geſinnte Elliot nichts ſahen?

»Wäre kein Schwärmer.«

»Die Garniſon beſtand etwa aus vier bis ſechs tauſend Mann; wenn ihrer hundert Tauſend geweſen wären, die alle nichts ſahen?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn ſie alle über die Schildwache gelacht und demonſtrirt hätten, daß ſie toll und wahnſinnig ſey?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Alſo: nicht der mehr ſieht als die andern, ſondern der ſich mehr einbildet zu ſehen als er würklich ſieht, der iſt ein Schwärmer. Und merke noch an dieſem Exempel, daß der Ingenieur und Feldſcheer und Bibliothekar und alle die hundert Tauſend Lacher auf gewiſſe Weiſe bona fide agiren und Recht haben können; denn ſie ſahen wirklich nichts, und ſo weit ihr Auge reichte war keine Flotte. Der Fehler iſt nur der, daß ſie auch über die halbe Meile weiter richten wollten, wo ihre Augen nicht mehr judices competentes waren.

Und nun Vetter, ich für meine Perſon bin nur ein ſimpler Conſtabel, und nicht die Schildwache quaestionis; aber ich glaube ſolchen Schildwachen und ſolchen Augen, die weiter und mehr ſehen als ich, von ganzem Herzen. Und wer das nicht thut, der muß, dünkt mich, ein ziemliches Pretium Affectionis auf ſich und ſeine Augen ſetzen, und man kann ihm nicht mit Recht zur Laſt legen, daß er die ſchöne Tugend der Demuth und Beſcheidenheit übertreibe.«

»Alles gut, und ſehr wahr; aber ich bin doch

damit nicht klüger über Weisheit und Selbst-Erkenntniß.«

»Du hast Recht. Aber, was willst du eigentlich von der Weisheit haben? — Hör' Vetter, schütte mir dein Herz einmahl recht aus. —

»Alle Menschen wollen gerne glücklich seyn, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nacket oder bekleidet einhergehn, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseeligkeit im Verborgenen. Wir ahnden nur, und suchen, 'n jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrthums wohl inne, kehren um, und setzen sich reuig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wohl was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen, wissen sie nicht; und so treiben sie auch auf dem wilden Meer ohne Rath und Ruder und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen, woran man ist.«

»Du fängst gut an, und wenn du so fortfährst, werde ich diesmal von dir zu lernen haben. Wir haben es sonst bisher so gehalten, daß ich von uns beyden der Klügste gewesen bin.

Du erwartest also von der Weisheit sichere Auskunft?«

»Und wenn sie dir gewährte, Vetter, wie herzlich

willkommen würde sie nicht allen Menschen seyn, und wie von ihnen umringt werden!«

»Das sollte man freylich denken.

Aber es scheint in der Welt kein Mangel an Glückseeligkeit zu seyn, und die Menschen müssen sie gefunden haben.«

»Ja Vetter! die armen Menschen! Sie halten diese Welt für das Land des Friedens und der Glückseeligkeit und seegeln mit dem Strom. Und wer von uns, wenn wir ehrlich seyn wollen, kann sich rühmen, daß er sich diesen Weg nicht bethören lasse, mehr oder weniger.«

»Und also meynst du nicht, daß man auf diesem Wege recht sey?«

»Wahrhaftig nicht.«

»Uebereile dich nicht, Vetter; Er ist doch sehr natürlich, und du sagst selbst, daß so viele Leute sich da recht glauben.«

»Wie kann ich mich übereilen? Es besteht ja nicht, und wenn's nichts weiter wäre!

Und selbst so lang' es währt, scheint's nur, ist aber nicht. Denn man erfülle dem Eifersüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit ꝛc. ꝛc. man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ist's denn? — Das Auge sieht sich nicht satt, und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. Alle solch Glück ist mehr mühseeliges Hinstreben zum Genießen als würklicher Genuß, ist keine Flamme die

ıs ſich ſelbſt brennt, ſondern man muß beſtändig
ıue Reiſer anlegen, neues Oel zugießen, daß ſie nicht
ırlöſche, und am Ende verlöſcht ſie ja doch!

Nein, Vetter, es muß für den Menſchen eigenes
lück geben! Und was man auswärts erbetteln muß
ıd nicht behalten kann, iſt ja nicht eigen.«

»Gib die Hand, Vetter, du magſt wohl nicht
ırecht haben! Denn aber iſt doch auch ohngefähr
ızuſehen, wo die Glückſeeligkeit herkommen muß.
ehr als Leib und Geiſt haben wir nicht. Wenn
: alſo in dem, was des Leibes iſt, nicht gefunden
ird, ſo bleibt ja nur ein zweites und höchſtens
n drittes übrig?«

»Wohl wahr! Aber ich ſehe doch da in einen
ınkeln Ort.«

»Du glaubſt doch, daß wir einen Geiſt in uns
ıben?«

»Warum frägt der Herr Vetter das?«

»Weil unſre zwey Augen nicht viel vom Geiſt
hen, und du vorhin meynteſt: wo die zwey Augen
ıfhörten, gehe die Schwärmerey an.«

»Vetter! wenn ich im Menſchen keinen Geiſt
aubte, ſo hätt' ich mit dem Menſchen nichts zu
ın, und ich wollte lieber 'n Eſel ſeyn. Denn hätt'
h wohl nicht Freude, aber ich hätte auch kein Leid
ıd keine Unruhe, und ich trüge meinen Mehlſack und
ute meine Diſteln, bis ich ausgekäuet und ausge-
agen hätte.«

»Was haſt du denn für Unruhe und für Leid?«

»Ah, du weißt ja wohl, wo uns der Schuh

drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns iſt, Ein Kopf mit zwey Geſichtern, die nach verſchiedenen Seiten ſehen.«

»Fahre fort, Vetter! Was meynſt du?«

»Daß der Menſch keinen Haus-Frieden in ſich hat, das mein' ich; daß es uns lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Beſſere wiſſen kann und das Unedle thun; daß wir von uns ſelbſt geriſſen und gehudelt werden! — Und uns ſelbſt bringen wir allenthalben hin, uns ſelbſt treffen wir überall an.«

»Aber wenn z. E. Conrad I. in ſeinem Leben von Heinrich dem Sachſen viel Verdruß hat und doch am Ende alle die Seinen vorbeygeht und ihn zu ſeinem Nachfolger vorſchlägt, weil das Reich deß bedurfte; wenn Scipio in Feindes Land das junge ſchöne Mädchen, das ihm ſeine Soldaten brachten, in ſichere Verwahrung nimmt und ſie ihren Eltern unſchuldig wieder giebt; ſo ſagen doch alle Menſchen, daß das edle Handlungen ſind, und man bewundert ſie.«

»Und das von Rechtswegen. Was bewundert man aber eigentlich? — daß Scipio eingeſehen hat: es ſey beſſer, das Mädchen unſchuldig zurück zu geben? das ſieht ein jeder von uns ein; — daß er den Willen gehabt hat, ſie zurück zu geben? auch das nicht, denn das möchten wir gewiß alle gern gethan haben; — ſondern daß er's hat thun können. Ein jeder fühlt in ſich, was dem Scipio im Wege geweſen iſt und was Held Scipio überwunden hat.

Wohl ist die Tugend ein Kleinod; und gebe Gott, daß die Menschen das nicht bloß sagten. Sie würden wohl an sich thun! denn wenn der Geist das Feld behält und sein Recht behauptet, das freut Gott und Menschen, und du kannst denken, daß der, in dem es geschieht, nicht leer dabey ausgehe! Wohl ist die Tugend ein Kleinod für den Menschen; das schönste und köstlichste Kleinod in dieser Welt, womit er sich schmücken, und das einzige, wodurch er sich würklich groß und bewundernswerth machen kann. Wie der Bart das Wahrzeichen des Mannes, so ist sie das Wahrzeichen des Menschen, und wer es nicht an sich hat, der ist unehrlich und ein Leibeigener. Du siehst: wenn Scipio Böses gethan hätte! und was die Tugend ist!! Zugleich aber siehst du auch: was die Menschen seyn müssen, wenn die unter ihnen, die sich an der Kette haben, daß sie kein Unglück anrichten, wenn die unter ihnen so groß und bewundernswerth sind.«

»Aber die Gelehrsamkeit ist ja eine Nahrung des Geistes; so mache damit dem unglücklichen Streit ein Ende.«

»Reite mir 'nmahl Courier auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre: und melke der Herr Vetter 'nmahl des Myrons Kuh! — Und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist weit hin.«

»Keine Speculations! Die Erfahrung muß entscheiden. Wenn es nun notorisch wäre, daß die Gelehrsamkeit immer und zu allen Zeiten ihre Verehrer

zu guten, friedfertigen, edlen, unverlegenen glücklichen Menschen machte?«

»Sollte mir fürwahr recht lieb seyn, auch des Herrn Vetters wegen.«

»Es giebt eine Erkenntniß a priori, Vetter, und eine reine Vernunft, und dadurch ergründen und erweisen doch die Gelehrten viele Dinge?«

»Es mag wohl eine Erkenntniß a *priori* und eine reine Vernunft geben, Vetter! Wenn aber die Meynungen der Gelehrten über eine und dieselbe Sache so vielfältig verschieden, und oft einander grade entgegengesetzt sind, und doch ein jeder die seinige aus der Vernunft beweiset und herleitet; —

»Ja, was willst du denn?«

»Ich will nichts; aber das Faß schwebt mir vor Augen, daraus der Wirth alle Arten von Wein zapft, die gefodert werden.«

»Ich habe heute keine Lust zu lachen, Vetter. Allerdings ist die Welt der Gelehrsamkeit viel schuldig, und was in ihr nützlich und ausgemacht ist, wer wird das nicht mit Dank annehmen und mit Dank erkennen? Wer die Kühnheit und den Scharfsinn vieler Gelehrten und ihren mancherley unsäglichen Fleiß nicht schätzen und hochachten, und sie, als die ein in sich edleres Geschäft treiben, geehrt und reichlich belohnt wünschen? —

Ich sehe in den Zeitungen kein Schiff aus Ostindien zu Cork oder Brest einlaufen, oder ich denke mit Bewunderung an die fünf Finger des Menschen und an seinen Kopf, der auf dem großen wilden

Meer Weg und Steg berechnen lehrte; und wenn mein Calender 'n Durchgang durch die Sonne, oder eine Mond-Finſterniß weiſſagt auf Tag und Minute, und ich ſehe nun auf Tag und Minute den Erdſchatten und Stern eintreten; ſo werf' ich den Hut in die Höhe und gebiete allen Leuten im Hauſe, daß ſie Reſpect für den Kopf des Menſchen haben. Aber ein jedes Ding nach ſeiner Art — denn ſo ſchön z. E. die Sterne auch ſind, ſo denk' ich doch, das Schönſte und Beſte iſt unſichtbar, wo wären ſie ſonſt hergekommen; und da verläßt uns die Gelehrſamkeit! Dazu bleiben wir nicht ewig unter den Sternen und unſer Erdenleben iſt nur eine kleine Strecke auf der ganzen Bahn unſrer Exiſtenz; und da verläßt uns die Gelehrſamkeit! Und da iſt doch der unrechte Ort verlaſſen zu werden! So haben auch die guten Gelehrten immer gedacht; und die nicht ſo denken und ſich mehr glauben als ſie ſind, die lügen in ihren eignen Beutel, und davon wird er nicht voll!

Vor einiger Zeit ſtarb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, ſtill und gelaſſen wie ſie immer war, und konnte nicht leben und nicht ſterben. Einige Tage vor ihrem Ende reiſ'ten wir noch alle zu ihr, und ſtanden da um ihr Bette und ſahen ſie an, einer ſo klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne tröſten, und wollte ihr noch ſo gerne was zu Liebe thun; aber eſſen und trinken mochte ſie nicht mehr, mochte auch ſonſt nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfin-

dungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelen-Lehre, an Newtons Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen ꝛc. aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmahl sehen wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott, und gieng hinaus . . . und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts anders! —

O Vetter, wenn dir ein Mensch vorkömmt, der sich so viel dünkt und so groß und breit da steht: wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben können.

Der Beſuch im St. Hiob zu **.

Der Aufſeher des Stifts heißt Bernard, und unſer fünf oder ſechs, lauter reiſende Leute, welche die Herberge verſammelt hatte, giengen hin es zu beſehen. Der erſte war Herr Tobel, ein ernſthafter Mann, der wenig ſprach; der zweyte, Herr Wange, Prediger in der Nachbarſchaft, ein Verwandter des Herrn Bernard und der eigentliche Anfänger und Anführer der ganzen Unternehmung; der dritte, wenn er für einen vollen Mann gelten ſoll, ſein Sohn Fränzel, ein feiner Knabe von etwa zehn bis dreyzehn Jahren; der vierte, Herr Sennert, 'n Bruder Studio, dem äußerlichen Anſehen nach, ꝛc.

Unterwegs erzählte uns Herr Wange, daß er einen alten Bekannten im Stift habe, Herrn Cornelio. Dem ſtarb ſeine Frau und ſein Freund, und darauf gieng er in den St. Hiob als Krankenwärter.

Herr Bernard empfieng uns ſehr höflich und bewirthete uns mit Caravan-Thee; zeigte uns auch ſein Naturalien-Cabinet, das ziemlich vollſtändig iſt, ſonderlich an Conchilien.

Nach verſchiedenen Geſprächen über dies und das, kam's endlich zum Stiftbeſehen, und Herr Bernard gieng voran.

Er führte uns zuerst zu den Wahnsinnigen, die gleich unten im Hofe am Eingang quartirt sind, jeder in einem kleinen Stübchen für sich.

So wie Leute, die noch zwischen Furcht und Hoffnung schweben, unglücklicher sind, als die, die Entscheidung haben; so scheinen einem die Wahnsinnigen, oder die zwischen Sinn und Unsinn schweben, unglücklicher zu seyn als die Unsinnigen, und sie sind nicht so gräßlich, aber grauerlicher anzusehen. Wir sahen ihrer hier einige und dreyßig, alt und jung, Männer und Weiber, und aus allen Ständen.

Herr Bernard wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der Wahnsinn bey Weibsleuten sich immer auf Liebe oder Religion beziehe. Im St. Hiob fanden wir seine Bemerkung bestätigt, denn die Weibsleute sprachen alle wie Verliebte, oder prophezeyten und prophezeyten. Bey den Männern trafen wir hier auch mancherley andern Wahnsinn. Einer in einem grünen Schlafrock dünkte sich 'n Mohr und wusch sich emsiglich, kuckte in 'n Spiegel und wusch wieder, und seine weiße Comtoir-Mütze und eine Citrone standen auf dem Tisch. Ein anderer stand mit verstörten Haaren und zeigte immer mit dem Finger nach einem Stundenglas, das an der Wand hieng, und seufzte dazu. Die merkwürdigsten von allen aber waren vier Brüder, die in einem Zimmer beysammen saßen gegen einander über, wie sie auf dem Kupfer sitzen — Söhne eines Musikanten, und Vater und Mutter waren im St. Hiob gestorben. Herr Bernard sagte, sie säßen die meiste Zeit so

und ließen den ganzen Tag wenig oder gar nichts von ſich hören; nur ſo oft ein Kranker im Stift geſtorben ſey, werde mit drey Schlägen vom Thurm ſignirt, und ſo oft die Glocke gerührt werde, ſängen ſie einen Vers aus einem Todtenliede. Man nenne ſie auch deswegen im Stift die Todten-Hähne.

Von hier gieng's zu den Unſinnigen. Ihre Kojen ſind rund um in einem Cirkel gebaut, und in der Mitte ſteht ein großer Ofen, der im Winter geheizt wird. Nur etwa Zweydrittel davon waren itzo beſetzt, und die Unglücklichen darinn ſaßen, wie gewöhnlich, mit zerriſſenen Kleidern und halb nackt, und ſagten Gräuel. Einer von ihnen war neun Jahre in der Sclaverey zu Algier geweſen, und hieß Hans Gumpert, und der war der wüthigſte von allen und hatte ungeheure Kräfte. Er hatte itzo eben eine gute Stunde, und als wir vor ſeine Klappe kamen, trat er heran und ſtreckte die Hand heraus. Herr Tobel legte ihm einen Dukaten hinein und wir Andern etwas Silbergeld; er warf aber alles weg und bat flehentlich um ein ganz kleines Stückchen Zucker. Weiter brachte uns Herr Bernard in verſchiedene Zimmer mit allerley bösartigen Patienten, und denn kamen wir endlich in die große Krankenſtube. Sie iſt hoch, beynahe ein Quadrat, und es ſtehen drey Reihen Betten darinn. Wir giengen hier von Bette zu Bette, und ſahen in jedwedem einen Menſchen liegen der elend war, mehr oder weniger.

Nicht weit vom Eingange trafen wir den Herrn Cornelio. Er hat helle Augen und eingefallene

Backen, und ist lang und blaß. Herr Wange bot ihm freundlich guten Tag, und wollte ihn umarmen; das wollte er aber nicht, und sagte: er habe sich das Umarmen abgewöhnt.

Herr Bernard bat ihn, uns hier herum zu weisen, weil er hier am besten Bescheid wisse; und das ließ er sich gefallen und gieng mit uns durch's ganze Zimmer, und sagte uns bey jedem Bette, den Nahmen des Kranken, seine Krankheit, wie lange er schon liege und sich quäle ꝛc., auch allerhand Umstände aus ihrem Leben.

Am Ende des Zimmers war in einem Bette eine alte Frau eben gestorben, und Herr Bernard hieß sie herausnehmen und in die Leichenkammer tragen, und Herr Cornelio sagte uns indeß, wer sie gewesen und wie alt sie geworden, daß sie oft viel Schmerzen gehabt und immer so über die langen Nächte geklagt habe ꝛc.

Aber Cornelio, sagte Herr Wange, wie können Sie alle Tage das Elend so ansehen?

Cornelio. »Ist es darum weniger, wenn ich »es nicht sehe? Und sieht man es denn allein »hier?«

Wir nahmen darauf Abschied und giengen weg, nicht ganz gleichgültig. Als wir wieder auf den Hof kamen, ward die Leiche signirt, und so wie der dritte Schlag gefallen war, fiengen die vier Brüder an:

h, Herr! laß dein' lieb' Engelein
n letzten End' die Seele mein
In Abrahams Schooß tragen,
en Leib in sein'm Schlaf-Kämmerlein,
ar sanft ohn' ein'ge Quaal und Pein,
Ruhn bis am jüngsten Tage ꝛc.

Verflucht ſey der Acker um deinetwillen ꝛc.

Moſes 1. c. 3., v. 17. 18. 19.

Man mag das Paradies und ſeine vier Ströme und ſeinen Baum des Lebens und des Erkenntniſſes ꝛc. ſo oder ſo auslegen, und die wahre Erklärung mag ſeyn welche ſie will; ſo iſt und bleibt der Inhalt klar und außer allem Zweifel:

Der Menſch war glücklich!

Und er machte ſich elend! . . . In dem »Verflucht ſey der Acker um deinetwillen ꝛc.« wird ihm ſein Urtheil geſprochen.

Es iſt ſehr hart; und wie ungern muß Gott es ausgeſprochen haben!

Als Abſalom ſich empörte, verhüllte David ſein Antlitz und gieng baarfuß, und der ungerathene Sohn war ihm immer noch lieb und am Herzen gewachſen. Man kann es nicht ohne Rührung leſen, als ſeine Truppen gegen Abſaloms Parthey aus Mahanaim ausrückten, wie er da am Thore ſitzt und ſie ausmarſchiren ſieht, und ſein letztes Wort an die Hauptleute iſt: »Fahret mir ſäuberlich mit dem Knaben Abſalom;« und als Joab nicht ſäuberlich mit dem Knaben fuhr, wie David da traurig wird und auf dem Saal im Thor hin und her geht und jammert: »mein Sohn Abſalom, mein »Sohn, mein Sohn Abſalom, wollte Gott, ich »müßte für dich ſterben! O Abſalom, mein Sohn, »mein Sohn!

Und das war nur ein Vater unter den Menschen, die doch arg sind; was denn der Allbarmherzige Vater, der den Menschen vor allen andern Geschöpfen so hoch geehret und so herrlich ausgestattet hatte! und nun zu ihm sprechen muß: »Verflucht »sey der Acker um deinetwillen, mit Kum»mer sollt du dich drauf nähren dein Lebe»lang, Dorn und Disteln soll er dir tragen, »und sollst das Kraut auf dem Felde essen. »Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein »Brodt essen, bis daß du wieder zur Erden »werdest, davon du genommen bist. Denn du »bist Erde und sollst zur Erden werden.«

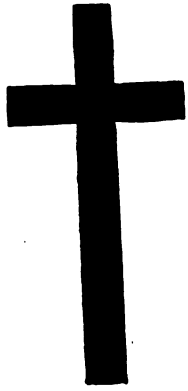
Die Worte sind schrecklich, und ein jedes ist 'n Schwerdt, das einem durch die Seele dringet. Und sonderlich wenn man ansieht, wie sie an uns in Erfüllung gegangen sind und noch täglich in und um uns in Erfüllung gehen.

Wir waren unsterblich, waren ewig glücklich und seelig; lebten in einem schönen Garten, zwischen Strömen die den Garten wässerten, unter Bäumen die lustig anzusehen waren und die immer voll Früchte für uns hiengen .... und unser lieber Vater und Schöpfer gieng selbst in dem Garten und wir konnten seine Stimme hören. — Und hier: Auf dem verfluchten Acker, zwischen Dorn und Disteln, uns nähren mit Kummer und im Schweiß des Angesichts! Wie bitter sau'r muß sich's mancher nicht werden lassen und früh und spath schaffen, daß er für sich und die Seinen das Bischen Brodt habe! Und wenn er's

hat, was hat er denn? — Wir kommen mit Angſt und Geſchrey in die Welt, und fahren mit Herzeleid wieder in die Grube . . . und unſern lieben Schöpfer und Vater hören und ſehen wir nicht! gehen troſtlos und verlaſſen, in Froſt und Hitze, in Regen und Schnee, in Schmerz und Krankheit, ſind wahnſinnig und unſinnig, können nicht ſchlafen, müſſen gehen und huſten Tag und Nacht und Eiter und Blut ſpeyen.

Mahomed gibt in ſeinem Koran, wenn zwey ſich über Religions-Lehren zanken, den klugen Rath, daß ſie beyde ihr Weib und ihre Kinder rufen und zuſammen ein Gebet zu Gott thun ſollen. So wär's auch bey dieſen Worten wohl das natürlichſte, daß nicht allein die ſtrittigen Ausleger, ſondern alle Menſchen und Nachkommen Adams ihre Weiber und Kinder rieſen und hinträten und ſich zuſammen ſatt weinten.

Briefe an Andres.



Erſter Brief.

Du möchteſt gern mehr von unſerm Herrn Chriſtus
iſſen — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bey mir kömmſt du unrecht. Ich bin kein
reund von neuen Meynungen und halte feſt am Wort.
ogar haſſe ich das Kopfbrechen an Religions-
eheimniſſen; denn ich denke, ſie ſind eben darum
eheimniſſe, daß wir ſie nicht wiſſen ſollen bis es
eit iſt.

Wenn wir ihn nicht ſelbſt ſehen können, An-
res; ſo müſſen wir denen glauben, die ihn geſehen
aben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm ſteht, alle die herr-
chen Sagen und herrlichen Geſchichten ſind freylich
icht er, ſondern nur Zeugniſſe von ihm, nur Glöck-
in am Leibrock; aber doch das Beſte was wir auf
rden haben, und ſo Etwas das einen wahrhaftig
euet und tröſtet, wenn man da hört und ſieht,
aß der Menſch noch was Anders und Beſſers werden
nn, als er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Und was in der Bibel von ihm ſteht, das hab'
h geleſen mehr als Einmahl, und nehme es, ſo wie
daſteht, ohne zu noch ab zu thun. Willſt du alſo
von mit mir ſchreiben und ſprechen, ſo gut ich's
nn und salvo meliori judicio; von Herzen gern!
ch weiß für mich nichts liebers und erfreulichers
s von Hülfe und Errettung, und wem's anders
t, der muß nie in Noth geweſen ſeyn, noch andre

darinn gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlohrnen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: »Freuet »euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen fun»den, den ich verlohren hatte.« Und was ist das für eine Noth, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest du dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probirten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon Alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich deinen ausgereckten Arm herkommen und hakte an! und ich seh' ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ohngefähr deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war deine Hülfe nur ein Palliativ; denn was damahls ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun, und du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bey unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmahl mit uns nicht anders: Noth lehrt beten, und Hülfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher gieng und wohl that, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben

hören, die Todten aufſtehen und den Armen das Evangelium geprediget wird; dem Wind und Meer gehorſam ſind, und der die Kindlein zu ſich kommen ließ und ſie herzete und ſegnete; der bey Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte, und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um ſie mit ſeinem Blute frey zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete, und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er ſein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt ſeelig zu machen, und der darin geſchlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-Krone wieder hinausgieng! —

Andres, haſt du je was Aehnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es iſt freylich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn ſie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes. . . . . .

Man könnte ſich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern laſſen, und wem es einfallen kann zu ſpotten und zu lachen, der muß verrückt ſeyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und ſchreibe alſo davon mit mir, du mein herzlieber Andres, wie und was du willſt, und ich will dir keine Antwort ſchuldig bleiben.

Dein ꝛc.

Postscript.

Es giebt einige Leute, Andres, die Alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht seyn, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht Einer werth ist zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wer's nicht besser haben will, der mag's bleiben lassen.

Unser Herr Christus spricht auch gar anders über die Jüngerschaft. »Wer ist unter euch, der »einen Thurm bauen will, und sitzet nicht zuvor und »überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? »auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und »kann's nicht hinausführen, alle die es sehen, fahen »an seiner zu spotten, und sagen: dieser Mensch hub »an zu bauen und kann's nicht hinausführen. — Also »auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget allem das er hat, kann nicht mein Jünger seyn.« Und in seiner Instruction an seine ausgehenden Apostel: »Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet: »da erkundiget euch, ob jemand drinnen sey, der es »werth ist; und bey demselben bleibet, bis ihr von »dannen ziehet — und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Reden hören: so gehet heraus »von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt »den Staub von euren Füßen.«

Und nun erwarte ich deine weitern Befehle.

Zweyter Brief.

Also soll ich dir zum Anfang die Geschichte vom Zinsgroschen erklären! — Daß ich dir etwas erklären soll, dünkt mich eben so, als wenn ich Abends vom Lehnstuhl vor meinem seeligen Vater predigen mußte. Indeß ich bin zu deinem Dienst.

Aber Andres, du machst es mit deinen Texten wie auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, wo zuerst der geringere Wein gegeben ward. Die Pharisäer fahren hier freilich sehr übel; was ist aber da eben für große Freude daran? — Im Grunde müssen sie einen doch dauern. Und Christus und die Welt-Weisheit sind nicht Parthie egal; man weiß vorher, daß sie immer den Kürzern ziehen muß. Die Art freylich, wie unser Herr Christus sie den Kürzern ziehen läßt, die ist überköstlich und macht alles gut; und so will ich nur gleich anfangen, und weil du die Geschichte doch so lieb hast, etwas weitläufiger seyn als sonst wohl nöthig wäre.

»Da giengen die Pharisäer hin und hielten einen Rath wie sie ihn fingen in seiner Rede.«

In diesem Rath ward ein Project beliebt: ihn sagen zu machen, daß dem Kaiser der Zins nicht gebühre. Eigentlich waren die Pharisäer wider den Kaiser, hatten ihm auch keinen Eid schwören wollen; aber der König der Wahrheit war ihnen noch mehr zuwider, weil sie bey dem noch mehr zu verliehren hatten. Und so schickten sie sich in die Zeit und

machten Allianz mit dem Kaiser, um sich durch den geringern Feind den größern vom Halse zu schaffen. Christus sollte sagen: es sey nicht recht daß man dem Kaiser Zins gebe, und denn war er verlohren, meynten sie, und scheinen sie auf die prompte Justiz in Cameral-Sachen gerechnet zu haben.

Aber wie macht man ihn das sagen? — Die schlauen Füchse kannten sich und wußten daß eine Wanne mit Wasser eher überfließt, wenn sie in Bewegung gesetzt ist. Deswegen beschlossen sie weiter: ihm durch verstelltes Lob und Anerkennung seiner Competenz das Herz vorher groß zu machen, seine Wahrhaftigkeit, seinen graden Sinn und sein Nichtachten der Person, vor dem Volk zu loben, damit er geneigt würde, gleich davon eine Probe gegen den Kaiser zu geben.

Das alles war hier nun freylich nicht angebracht; aber sie verstunden das nicht besser, und so sandten sie denn ihre Jünger und sprachen:

»Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist »und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest »nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehen »der Person. Darum sage uns, was dünket dich: »Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder »nicht?« Und Herodis Diener mußten gleich mitgehen, damit es bey dem Zeugenverhör desto weniger Weitläufigkeit gäbe, oder als gute Freunde, die den Sieg mit ansähen, und ausbreiten helfen sollten. Ja! oder Nein! und in beyden Fällen siegten die Pharisäer. Denn sollte Christus den Zins gut heißen, und

also dem Hauptproject ausweichen; so verdarb er's beym Volk, das den Zins ungern bezahlte und von seinem Messias Befreyung von allem fremden Joch erwartete.

Die Sache war sehr klug angelegt, und wäre ceteris *paribus* gewiß Zehn- gegen Einmahl durchgegangen. Hier, wie gesagt, gieng's nicht.

»Da nun Jesus merkete ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?«

Das war der freymüthige grade Sinn ꝛc., den sie aus Schalkheit gelobt hatten, wahrhaftig; aber anders als sie erwarteten.

Mathematisch gewiß waren wohl die Phariſäer des guten Ausgangs nicht, denn sonst wären sie selbst gekommen, und hätten nicht ihre Jünger geschickt; indeß hatten sie doch ohne Zweifel gute Erwartungen, und sie haben ohne Zweifel den Deputirten Jüngern in einem nicht geringen Ton von ihrer klugen Anlage und Erfindung gesprochen, und diese hatten gewiß ihre heimliche Freude: daß Christus von dem allen nichts wisse, und ihrem ehrbaren Gesicht nicht ansehen werde, was hinter ihrer Frage stecke. Und du kannst denken, wie sie erschrocken sind, als unser Herr Christus anfieng zu sprechen, und, seiner Gewohnheit nach, nicht dem Gesicht, sondern dem Herzen antwortete.

»Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, mas versuchet ihr mich?«

»Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten »ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen,

»weß iſt das Bild und die Ueberſchrift? Sie ſprachen »zu ihm, des Kaiſers. Da ſprach er zu ihnen: ſo »gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gotte »was Gottes iſt.«

Andres, was iſt doch für Sinn in allem das aus ſeinem Munde kömmt! Es vermahnt mich damit ſo, wie mit den Schachteln, wo immer eine in der andern ſteht. Seine Antwort kann wohl ſo ausgelegt werden: ihr habt die Hoheit und den Schutz des Kaiſers anerkannt, und ſein Geld in euren Taſchen; ſo müßt ihr auch thun, was das mit ſich bringt! Und ich wüßte nicht, was der größte Staatsmann anders hätte ſagen können. Aber Chriſtus war mehr als Staatsmann.

»Weß iſt das Bild und die Ueberſchrift?«

Er ſprach hier zu Phariſäern, die auf Moſes Stuhl ſaßen, die zwar weder für ſich noch für Andere aufſchließen konnten, aber doch die Schlüſſel der Erkenntniß an einem großen Haken an der Seite trugen, und ſich mit dem Buchſtaben des Geſetzes, als die einzigen wahren Ausleger deſſelben, brüſteten. Chriſtus verwies ihnen bey einer andern Gelegenheit dieſen ihren blinden Stolz: daß ſie meynten das ewige Leben in der Schrift zu haben, und nicht wüßten wo ſie es ſuchen ſollten. Hier was Aehnliches. So große Ausleger des Moſes mußten ja die Lehre von dem Ebenbilde verſtehen, und wo das hingehört, denn es war ſeine Hauptlehre. Wie konnten ſie denn fragen, ob der Zinsgroſchen dem Kaiſer gehöre, da ſein Bild darauf ſtand? — Gott

hatte den Menschen gemacht, ein Bild das ihm gleich sey; der Kaiser hatte auch sein Bild machen lassen, und das war von Silber und stand auf der Zinsmünze. — Moses und die Propheten hatten Israel den Weg gelehret, sich vor fremden Joch und Zinsmünze zu bewahren, nämlich wenn sie an Gott, ihrem Urbilde, von ganzem Herzen hiengen, und keine andre Götter hätten neben ihm ꝛc. —

»Weß ist das Bild und die Ueberschrift?«

Fühlst du nicht den feinen Sinn? — Es war 'n Zipfel ihnen vom Rock abgeschnitten! 'n Pfeil aus ihrem eignen Zeughause ihnen gewiesen! aber auch nur gewiesen.

Ueber das Ebenbild Gottes hatten die Eiferer für die Religion nichts zu fragen, wohl aber über das silberne Ebenbild des Kaisers. — Die Zinsmünze und das Geben oder Nichtgeben derselben war im Grunde eine kleine und unbedeutende Angelegenheit, die über ihre Glückseligkeit nichts entschied. — Ueberhaupt war die ganze Frage über das Recht und Unrecht der Zinsmünze eine sehr alberne Frage, und grade so viel, als wenn ein Ehebrecher fragen wollte: ob es recht sey, die auf den Ehebruch gesetzte Strafe zu bezahlen. — Du siehst, wie die Pharisäer eigentlich standen, und was von allen Seiten für Anlaß und Raum zu bitterer Antwort war, und Gott weiß, daß sie hier nicht unverdient gegeben wäre. Aber er war zu gut bitter zu seyn. Auch war er nicht gekommen, das letzte Wort zu behalten, und über die Künste der Pharisäer und Welt-Weisen zu trium-

phiren, sondern die Künstler seelig zu machen; und das treiben alle seine Handlungen und Reden.

Er sagte:

»So gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.« . . . . . .

. . . . . .

Wie unser Herr Christus, so waren auch seine Handlungen und Reden. In sich: Gnade und Wahrheit und ewigs Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.

Wenn er des Jairi gestorbnes Töchterlein vom Tode auferwecken will, spricht er: Das Mägdlein schläft, und nimmt sie als ob sie würklich nur schliefe, bey der Hand und ruft: »Mägdlein stehe auf;« und ihr Geist kam wieder ꝛc.

Wenn er von der über alle Maaße hohen Seeligkeit seiner wahren Nachfolger sprechen will, sagt er: »wer mein Wort hält, der wird inne werden »ob meine Lehre von Gott sey.« So auch hier:

»Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und »Gotte, was Gottes ist.«

Wie klein von außen! Und doch enthalten die Worte nichts geringers für sie als einen und den einzigen Rath: aus aller ihrer Noth zu kommen; denn außer der Herstellung des Ebenbildes Gottes in ihnen, war alles übrige löcherichte Brunnen.

Aber nun noch inniger, und Mann an Mann.

So wenig die Phariſäer es auch glaubten und wußten; so waren sie doch blind und elend, und brauchten Hülfe. Darum hofften sie auch, wiewohl

mit Unverſtand, auf einen Meſſias, und lehrten das Volk auf ihn hoffen. Der vor ihnen ſtand und mit ihnen redte, war der große Heiland, der dieſe Hülfe brachte und ſie und alle verirrte Schaafe vom Hauſe Iſrael in ſeine Arme ſammeln wollte! Ihn verkennen ſie und wollten ihn mit Fragen über das Ebenbild des Kaiſers überliſten und in Unglück bringen. Und er ... vergiebt ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun; und er weißt ſie hin auf Hülfe, die ihnen ſo nahe war, und öffnet die Arme.

»Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gotte was Gottes iſt.«

Das heißt antworten! — Seelig iſt der Leib der dich getragen hat, und die Brüſte die du geſogen haſt!

Und wir haben noch unſre verkehrten Begriffe vom Gelde, vom Menſchen und dem Reiche Gottes. Was meynſt du, wenn wir das alles mit andern Augen anſehen könnten? Da würden wir erſt ſeine Antwort verſtehen, und die Fülle von Gnade und Wahrheit die in ihr iſt.

Sieh Andres, ſo geht er mit den Phariſäern um. Willſt du aber ſehen, wie ſie ſelbſt mit ſich umgehen; ſo lies unter andern die Geſchichte von dem Blindgebohrnen, Johannis 9. vom 10. bis 34. V. inclusive. Ich weiß wohl, die Bibel liegt immer nicht weit von dir; ſie könnte doch aber grade einmahl in der andern Kammer liegen; und ſo will herſchreiben:

»Da ſprachen ſie zu ihm: Wie ſind deine Au»gen aufgethan?«

»Er antwortete, und ſprach: Der Menſch, der »Jeſus heißt, machte einen Koth, und ſchmierete meine »Augen, und ſprach: Gehe hin zu dem Teiche Si»loha, und waſche dich. Ich ging hin und wuſch mich, »und ward ſehend.«

»Da ſprachen ſie zu ihm: Wo iſt derſelbige? »Er ſprach: Ich weiß nicht.«

»Da führeten ſie ihn zu den Phariſäern, der »weiland blind war.«

»Es war aber Sabbath, da Jeſus den Koth »machte, und ſeine Augen öffnete.«

»Da fragten ſie ihn abermahl, auch die Phari»ſäer, wie er wäre ſehend worden? Er aber ſprach »zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen, und »ich wuſch mich, und bin nun ſehend.«

»Da ſprachen etliche der Phariſäer: Der Menſch »iſt nicht von Gott, dieweil er den Sabbath nicht »hält. Die andern aber ſprachen: Wie kann ein ſün»diger Menſch ſolche Zeichen thun? Und es ward eine »Zwietracht unter ihnen.«

»Sie ſprachen wieder zu dem Blinden: Was ſa»geſt du von ihm, daß er hat deine Augen aufge»than? Er aber ſprach: Er iſt ein Prophet.«

»Die Jüden gläubten nicht von ihm, daß er »blind geweſen, und ſehend worden wäre, bis daß »ſie riefen den Eltern deß, der ſehend war worden.«

»Fragten ſie, und ſprachen: Iſt das euer Sohn,

»welchen ihr saget, er sey blind geboren? Wie ist er »denn nun sehend?«

»Seine Eltern antworteten ihnen, und sprachen: »wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, und daß er »blind geboren ist.«

»Wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht; »oder wer ihm hat seine Augen aufgethan, wissen wir »auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn; lasset ihn »selbst für sich reden.«

»Solches sagten seine Eltern, denn sie furchten »sich vor den Jüden: Denn die Jüden hatten sich »schon vereiniget, so jemand ihn für Christum be»kennete, daß derselbige in den Bann gethan würde.«

»Darum sprachen seine Eltern: Er ist alt ge»nug, fraget ihn.«

»Da riefen sie zum andernmahl dem Menschen, »der blind gewesen war, und sprachen zu ihm: Gieb »Gott die Ehre: Wir wissen, daß dieser Mensch ein »Sünder ist.«

»Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder, »das weiß ich nicht; Eines weiß ich wohl, daß ich »blind war, und bin nun sehend.«

»Da sprachen sie wieder zu ihm: Was thät er »dir? Wie thät er deine Augen auf?«

»Er antwortete ihnen: Ich hab's euch jetzt ge»saget; habt ihr's nicht gehöret? Was wollet ihr's »abermahl hören? Wollet ihr auch seine Jünger wer»den?«

»Da fluchten sie ihm, und sprachen: Du bist »sein Jünger; wir aber sind Mosis Jünger.«

»Wir wiſſen, daß Gott mit Moſe geredet hat; »dieſen aber wiſſen wir nicht, von wannen er iſt.«

»Der Menſch antwortete, und ſprach zu ihnen: »Das iſt ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wiſſet, »von wannen er ſey; und er hat meine Augen auf»gethan.«

»Wir wiſſen aber, daß Gott die Sünder nicht »höret; ſondern ſo jemand gottesfürchtig iſt, und »thut ſeinen Willen, den höret er.«

»Von der Welt an iſt's nicht erhöret, daß je»mand einem gebornen Blinden die Augen aufgethan »habe.«

»Wäre dieſer nicht von Gott, er könnte nichts »thun.«

»Sie antworteten, und ſprachen zu ihm: Du »biſt ganz in Sünden geboren, und lehreſt uns? Und »ſtießen ihn hinaus.«

Nicht wahr, ärger konnten ſie doch ſich nicht proſtituiren? Und es fehlt nur noch, daß ſie eine Commiſſion von Naturkündigern und Aerzten niedergeſetzt hätten: das Factum zu unterſuchen und darüber ihr Bedenken einzugeben.

Ich ſetze kein Wort zum Text hinzu; und die Wahrheit zu ſagen, es dünkt mir das die beſte Methode, wenn man nichts hinzuſetzt, denn man verdirbt doch nur daran.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Du frägst: welche Geſchichten mir die herrlichſten dünken?

Alle Andres, alle! . . . ein jedes Wort das aus ſeinem Munde gegangen iſt, eine jede Bewegung ſeiner Hand . . . . ſeine Schuhriemen ſind mir heilig. Und wer kann ſich was wollen dünken laſſen?

Wenn er ſagt: »Friede ſey mit Euch«; ſo haben wir unſer ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erſt verſtehen lernen, was das einzige Wort Friede in ſeinem Munde heiße.

Andres, du kannſt denken, daß alles, was ihn angehet und was er geſagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein ſind, über die Herrlichkeit der Geſchichten zu richten.

Indeß machen ſie doch, wie ſie da ſtehen, auf unſer Herz verſchiednen Eindruck; und da, muß ich ſagen, freuen mich die am meiſten, wo er vom ewigen Leben ſpricht, und von einem Tröſter den er ſenden will; wo er den Blinden die Augen aufthut; wo er die Seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meiſtert.

Denk' einmahl, Andres, wenn der Teufel, der ſo mächtig iſt und der nur Freude daran hat zu quälen und alles um ſich her elend zu machen, wenn der freie Hand und Niemand über ſich hätte; was

würde aus der Welt und uns armen Menſchen werden! Muß es einen denn nicht freuen, wenn man ſieht, daß er einen Uebermann hat, und daß grade der ſein Uebermann iſt, der da half und geſund und ſeelig machte alle die zu ihm kamen, und deß Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er iſt doch ſchrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt ſich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn du nun ſiehſt, daß unſer Herr Chriſtus zu Nain einen Todten erweckt, den ſie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der ſchon vier Tage im Grabe gelegen war ꝛc.; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens ſprechen höreſt, wo wir unſern Anſelmo wieder ſehen ſollen, und wo die guten und frommen Menſchen aller Zeiten und Völker ſollen verſammelt werden; wenn du ihn nun ſagen höreſt, daß wer an ihn glaubt nicht ſterben ſoll, ob er gleich ſtürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünſcheſt du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, »der Glaube iſt nicht jedermanns Ding«, und er ſteht nicht ſo zu Gebot, Andres. Die Apoſtel ſelbſt, die um ihn waren, und die geſehen und gehört hatten, »ſprachen zu dem Herrn: ſtärke uns den Glau»ben.« — Ich ſehe an dem Cananäiſchen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wiſſen kann und großen Glauben haben; und an den Phariſäern ꝛc., daß man viel wiſſen kann und doch nicht glauben. — Chriſtus ſagte zu den Phariſäern: »wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von ein»ander nehmet«; und Paulus ſpricht von »Men»

»ſchen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glau»ben«, u. ſ. w.

Daher ſehe ich die Geſchichten, wo vom Glauben die Rede iſt, fleißig an, und merke auf den Sinn ſolcher Leute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wiſſen muß, um glauben zu können, ſondern was ich noch vergeſſen, mir aus dem Sinn ſchlagen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne.

Dein ꝛc.

Vierter Brief.

Freylich giebt es Leute, Andres, die den Teufel läugnen, die, wie Doctor Luther ſagt, »keine Sünde, »kein Fleiſch, keinen Teufel, keine Welt, keinen Tod, »keine Fahr, keine Hölle haben, das iſt, der keines »glauben, ob ſie wohl bis über die Ohren darin »ſtecken.«

Die ganze Natur und Religion ſupponiren einen Teufel; Chriſtus wird vom Teufel verſucht; treibt Teufel aus, und ſeine Apoſtel ſagen, daß er gekommen ſey, die Werke des Teufels zu zerſtören. — Und nun tritt einer auf und meynt es ſey kein Teufel! — Das bedarf doch wohl keiner Antwort.

Weiter sagst du von den Wundergaben und dem heiligen Geist, und daß die aufgehört hätten, weil sie, nachdem das Christenthum gegründet sey, nicht mehr nöthig wären! —

Das von den Wundergaben versteh' ich nicht, und du mußt dich an die Theologen wenden. Aber in die Gründung des Christenthums und die Unnöthigkeit des heiligen Geistes kann ich mich nicht finden. Mich dünkt: der heilige Geist ist immer nöthig, und wenn der fehlt, fehlt Alles. In Summa, ich gläube einfältig mit der Christlichen Kirche, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; daß der heilige Geist zur Besserung jedes einzelnen Menschen unentbehrlich sey; und daß es ohne ihn keine Besserung, kein Leben und keine Seeligkeit gebe.

Ohne ihn, Andres, sind wir ja wieder uns selbst gelassen. Und von da giengen wir aus, daß wir uns selbst gelassen nichts können, wir mögen seyn Juden oder Heiden, oder wer wir wollen; denn in Christo gilt nicht »Beschneidung noch Vorhaut«, nicht Bischofsmütze noch Doctorhut, nicht Zwingel noch Luther, sondern eine »neue Creatur« wie St. Paulus saget.

Die Wiedergeburt ist, wie Johannis am 3ten zu sehen ist, ein Geheimniß, und die Meister in Israel kannten sie nicht alle, auch nicht einmal von Hörensagen.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! — Darum haßten ihn die Juden und verfolgten und tödteten ihn . . . .

Laß uns nicht verdammen, Andres!

Es ist himmelschreyend, was sie gethan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber Unser Herr Christus giebt keinem das Recht, den ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein?

Wir sollen nicht lieb haben die Welt und was in der Welt ist; wir sollen unser eigen Leben hassen und verliehren, und es soll geistlich bey uns gerichtet seyn. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß du so gerne im gelobten Lande seyn möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Oelberge noch Spuren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden;

als ſtehe, wo er die Stadt anſahe und über ſie weinte, wo er niederknieete und betete, wo er das heilige Abendmahl einſetzte, wo er gekreutziget und geſtorben iſt, noch immer ein Kreis Engel, und gelüſte in das Geheimniß hineinzuſchauen und bewache den Ort; kurz, als ſey er uns im gelobten Lande näher. Wir wiſſen aber, daß er Einmal auf Erden erſchienen iſt ſichtbar, damit alle Menſchen wüßten, daß er ſey und weß ſie ſich zu ihm zu verſehen haben; und daß er unſichtbar allenthalben iſt. Und wo er iſt, Andres, iſt das gelobte Land.

Wie geſagt, ſolche Empfindungen, ſo lieblich und lobenswerth ſie ſind, können zu weit führen, und ſie ſind nicht die Sache.

Uns und unſerm verderbten Willen aufrichtig entſagen, und ſeinen Willen thun, das iſt die Sache; und es iſt in keinem andern Heil.

Gott ſey mit dir, mein lieber Andres, und beſuche mich bald.